

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Hermann Glaser

Vom Unbehagen  
in der Kulturpolitik

Oskar Splett

Olympische Nachlese —  
ein politisches Feuilleton

B 52/72

23. Dezember 1972

Hermann Glaser, Dr. phil., geboren 1928 in Nürnberg; Studium der Germanistik, Anglistik, Geschichte und Philosophie in Erlangen und Bristol; Lehramt; seit 1964 Schul- und Kulturdezernent der Stadt Nürnberg.

Veröffentlichungen u. a.: Weltliteratur der Gegenwart 1970<sup>0</sup>; Spießler-Ideologie, 1964; Eros in der Politik — Eine sozialpathologische Untersuchung, 1967; Das öffentliche Deutsch, 1972; Jenseits von Parkinson — Ein kybernetisches Modell für Verwaltung und Wirtschaft, 1972.

Oskar Splett, Dr. phil., Studium der Geschichte, des Staats- und Völkerrechts sowie der Theologie an den Universitäten Berlin, Marburg und München, von 1957—1970 Generalsekretär der Deutschen Afrikagesellschaft, freier Publizist für zeitgeschichtliche und kulturelle Themen, veröffentlichte neben Schriften und Aufsätzen zu politischen und kulturellen Problemen der zeitgenössischen Weltgeschichte u. a.: Jugendbauten unserer Zeit, 1953; Afrika und die Welt, 1955; Die Neuordnung der Erde, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 22—23/72.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, 53 Bonn/Rhein, Berliner Freiheit 7.

Leitender Redakteur: Dr. Enno Bartels, Redaktionsmitglieder: Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Dipl.-Sozialwirt Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, 2 Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Tel. 34 12 51, nimmt entgegen: Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;

Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preise von DM 9,— vierteljährlich (einschließlich DM 0,47 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;

Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 5,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

# Vom Unbehagen in der Kulturpolitik

## Frag-würdigkeiten, Bedenk-lichkeiten, neue Perspektiven

### I. Was heißt Kulturpolitik?

Er würde nie in einer Stadt ohne Theater leben wollen, meinte H., Chefmanager, bei einer Party. In den letzten Jahren sei er allerdings nicht zum regulären Theaterbesuch gekommen. Gelegentlich Salzburg; jedes Jahr Bayreuth.

Die meisten Heiratsanzeigen, soweit sie nicht nur „einsilbig“ Naturliebe und äußeres (= sportliches) Aussehen ansprechen, „mögen“ Kultur: „Bach, Braque, Dvořák, Klimt, Dostojewski, Kafka sehr liebend, Kubelik und Casals verehrend, gregorianischen Chören und Requiems lauschend.“ — „In den menschlichen Beziehungen hält er für besonders wichtig das ernste Gespräch zwischen nicht mehr als zwei Personen (Zuhören ist entscheidend). Bei dem Wort ‚Humor‘ denkt er etwa an die Oper ‚Die Meistersinger‘ oder Einzelheiten aus dem Roman ‚Der Zauberberg‘, nicht dagegen an das, was täglich im Fernsehen als Belustigung geboten wird. (Übrigens hat ihm das Fernsehen immerhin einige starke Erlebnisse vermittelt, so durch die Aufführung des Dramas ‚Professor Bernardi‘.) Musik und Dichtung bedeuten ihm sehr viel. Der Komponist, den er am meisten verehrt, ein deutscher Romantiker des 19. und 20. Jahrhunderts, ist leider absolut unpopulär, und irgendwie mag es damit zusammenhängen, daß der Inserent kontaktarm ist. Im Urlaub reist er in die Berge; auf Wandern und Spaziergehen würde er nicht gern verzichten.“

Diese beiden Impressionen, von scheinbaren Oberflächenphänomenen ausgehend, markieren Eckwerte des privaten Kulturkonsums: Die Betonung des kulturellen Prestiges; die Internalisierung der Kulturboutique. Ähnliches kann man auch beim offiziellen Kulturverständnis feststellen: Ein Rühmen „jener“ Kulturwerte (welcher?); erbaulicher Stoff für Sonntags- und Feierlichkeitsreden, im besonderen von Politikern und Kulturfunktionären. Und wie steht es mit dem Selbstverständnis der Kulturverwalter, die in Bund, Land und Gemeinden ihren „Auftrag“ erfüllen? Wel-

chen Auftrag? Von wem? Für wen? „Wofür“ wird Kultur verwaltet, was „will“ Kulturpolitik heute? Was erwartet die Gesellschaft von der Kulturpolitik? Der Fragenkatalog läßt sich erweitern.

Die Selbstverständlichkeit, mit der man Kultur als — eben selbstverständlich bezeichnete, ist ins Wanken geraten. Um Schichtunterricht zu vermeiden (um Gelder aus dem Kultur- in den Schuletat zu transferieren), wären Elternbeiräte gerne bereit, „ihr“ Stadttheater aufzugeben. Wird in einem philharmonischen Konzert ein Neutöner (vorsorglich in der Mitte des

Oskar Splett:

Olympische Nächlese — ein politisches Feuilleton .....

Programms, vor der Pause; danach Beethoven) eingefügt, können sich die Empörungsschreie („Was machen die mit unseren Steuergeidern!“) kaum mehr beruhigen.

Und wenn der Kulturverwalter bislang aus dem „Unverständnis der Masse“ sein Charisma ableitete, er seine Verwaltungsfrustration dadurch kompensierte, daß er sich als Bahnbrecher für die Kunst von morgen und übermorgen fühlte, so ist neuerdings die Woge der Problematisierung auch über ihn selbst hereingebrochen. Die Auseinandersetzung um eine neue Ästhetik, um eine gesellschaftsrelevante Ästhetik, wirkt sich zunächst als allgemeine Malaise aus; da der Kulturverwalter zu sehr in der Kulturverwaltung steckt, ist es ihm häufig noch nicht gelungen, den Boden neuer theoretischer Fundierung unter seinen Füßen zu gewinnen. Immerhin nehmen die Kongresse und Tagungen über „Prioritäten kommunaler Kulturpolitik“ zu; die Urbanistik fordert unter Bezug auf die ‚nachökonomische‘ Stadt Kultur als integrativen Bestandteil der Stadtlandschaft.

Der Begriff „Kulturpolitik“ ist verhältnismäßig jungen Ursprungs. Er taucht zwar bereits in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf, fand jedoch keine weitere Verbreitung und auch keine Aufnahme in den politischen Wortschatz. In den Konversationslexika und den Staatshandbüchern fehlt das Stichwort „Kulturpolitik“ bis 1927. 1929 führt das bei Herder erschienene Staatslexikon aus: „Kulturpolitik ist der Einsatz geistiger Mittel und kultureller Mittel durch den Staat.“ — Auch in unserer Zeit ist in den Nachschlagewerken „Kulturpolitik“ selten anzutreffen. „Kulturpolitik“ ist noch kaum Lehr- und Forschungsgegenstand der Universitäten, im Gegensatz etwa zur Finanz-, Sozial- und Verkehrspolitik, die längst ihren Platz unter den Forschungsdisziplinen gefunden haben.

Nach Manfred Abelein, dem ich hier folge, sind die Wurzeln der Kulturpolitik in der Kulturpolizei, der protestantischen Staatsidee, im Kulturkampf und in der Kulturkritik zu sehen. „Das Wesen des modernen Staates wurde dadurch bestimmt, daß die staatliche Gewalt in der Hand des Fürsten konzentriert wurde und dadurch einen einheitlichen Charakter erhielt. Die politische und staatsrechtliche Basis bildete für den entstehenden modernen Staat der Gedanke der Polizeigewalt, der sich mit und aus der Idee des modernen Staates zu seiner besonderen Bedeutung entwickelt hat. Nach dem ursprünglichen Sinngehalt bedeutet Polizei, Politeia, nichts anderes als die Ordnung des Staatswesens. Die Polizei bildete einfach den Gegensatz zu dem Zustand mangelnder autoritativer Ordnung des öffentlichen Lebens. Inhaltlich bedeutete sie den Gegensatz zu der bestehenden Ohnmacht staatlicher Gewalt gegenüber der Vielzahl geschichtlich fundierter subjektiver Rechte und Privilegien, die sich als Folge der Zersplitterung der Verfassung durch den Feudalismus und die ständische Verfassung ergeben haben. Infolge dieses Zusammenhangs übertrug sich der Begriff der Polizei aus dem immer stärker sich entwickelnden Gedanken des modernen Staates, wo der Vielheit der subjektiven Interessen der zahlreichen staatlichen Untergewalten und der Staatsbürger das objektive Interesse der Gesamtheit beherrschend gegenüberstehen mußte.“<sup>1)</sup> Während zunächst „Polizei“ den Zweck hatte, die Sicherheit des Bürgers zu garantieren, wurde später dem Begriff die „Förderung der allgemeinen Wohlfahrt“ subsumiert; zu dieser

<sup>1)</sup> Manfred Abelein, Die Kulturpolitik des Deutschen Reiches und der Bundesrepublik Deutschland. Ihre verfassungsgeschichtliche Entwicklung und ihre verfassungsrechtlichen Probleme, Köln und Opladen 1968, S. 194.

„Wohlfahrt“ gehörten auch die geistigen und sittlichen Belange. Das Tugendsystem war dabei verordnet; von Staats wegen wurde festgelegt, was schädlich und was gut war.

„Kulturpolizei“ kehrt in den Staatslehren des 19. Jahrhunderts regelmäßig wieder. So teilt z. B. K. H. L. Poelitz in seiner Staatslehre die angewandte Staatslehre in Nationalökonomie, Staatswirtschaft und Polizeiwissenschaft ein wobei die letztere Sicherheits-, Ordnungspolizei und Kulturpolizei umfaßt<sup>2)</sup>. Als Gebiete der Kulturpolizei werden genannt: Bevölkerungspolizei, Industriepolizei, Sittenpolizei, Religions- und Kirchenpolizei, Polizei der Aufklärung, Erziehungspolizei. Poelitz definierte „Kulturpolizei“ als „Inbegriff aller der Anstalten der Polizei, wodurch die Kultur der Staatsbürger nach ihrem ganzen Umfange begründet, befördert, erhalten und erhöht wird“.

Die „Sorge“ für das geistige Gedeihen der Staatsbürger ließ wenig Freiraum für individuelle Entfaltung. Die Kulturpflege des Staates, „die anregende, belehrende, schirmende und fördernde Tätigkeit des Staates“, war inhaltlich und formal der jeweils herrschenden Ideologie integriert. In engem Verbund mit der Kirche wurde „Geschmack“ so festgelegt, daß revolutionäre, die bestehenden Verhältnisse kritisierende Tendenzen von vornherein ausgeschaltet blieben.

Die protestantische Staatsidee forderte, daß alle Maßnahmen der Staatsgewalt der christlich-sittlichen Ordnung dienen. Bürgerliche Eigenschaften mußten zugleich christliche Tugenden, der letzte Zweck aller menschlichen Handlungen und Taten sollte die Ehre Gottes sein. Die Ehrfurcht vor Gott, der Gehorsam gegenüber den Gesetzen, die Treue dem Staat gegenüber und sittlich-gute Gesinnung gegenüber den Mitbürgern wurden als Einheit gesehen.

Der Kulturkampf, als Auseinandersetzung der katholischen Kirche mit dem preußischen Staat um die Herrschaft über bestimmte Kulturbereiche, im besonderen die Erziehung, machte deutlich, welches Gewicht nun das Herrschaftsinteresse der „Kultur“ zumaß. Mit der Übernahme der Schulaufsicht durch den Staat konnte dieser insgesamt seine Einflußnahme verstärken, so daß man das Wort „Kulturkampf“ als den eigentlichen Vorläufer des Begriffs „Kulturpolitik“ bezeichnen kann.

Auch die Kulturkritik, die den Niedergang der Kultur im 19. Jahrhundert, die Erstarrung in der Zivilisation, den Verlust der ehemals

<sup>2)</sup> Leipzig 1808.

„edlen Bildung“ beklagte, stärkte die Bereitschaft zur politischen Intervention. Nur durch staatliche Lenkung glaubte man die hohen Ideen und Ideale vor der Profanierung retten zu können. Die deutsche Jugendbewegung inspirierte dabei Tendenzen, welche die Rettung der Kultur in der Rückkehr zu einem romantisch eingefärbten antizivilisatorischen Zustand, einem ästhetisch-fantastischen Lebensstil, zu vitaler Körperfreude, Wanderlust, Seelengemeinschaft und Volkstümlichkeit sahen.

Nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus, der in Anknüpfung an die repressive Kulturpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts die totale Gleichschaltung aller kulturellen Bereiche bewirkte und mit großem propagandistischen Geschick die Regression in die Barbarei mit einer Kulturfassade umstellte, ist seit 1945 die staatliche Kulturpolitik sehr zurückhaltend ausgeübt worden. An Stelle von Indoktrination will Kulturpolitik heute die freie Entfaltung von Kunst, Wissenschaft und Religion garantieren, und diese Freiheit im materiellen Sinne durch entsprechende Subventionen abstützen helfen. Der Kulturföderalismus sucht die Monopolisierung von Zuständigkeiten im kulturellen Bereich auszuschließen.

Das Grundgesetz geht auf die Bedeutung von Kunst und Kultur für die Gesellschaft kaum ein. Während ansonsten durchaus Details aufgenommen sind (etwa in Artikel 48 festgelegt wird, daß die Abgeordneten das Recht der freien Benutzung aller staatlichen Verkehrsmittel haben), verzichtet man auf eine genauere Standortbestimmung im kulturellen Bereich. Aufgrund der Kulturhoheit der Länder befassen sich deren Verfassungsbestimmungen näher mit Kultur, z. B. der dritte Hauptteil der Bayerischen Verfassung, der dem Gemeinschaftsleben gewidmet ist. Angesprochen wer-

Ehe über das Verhältnis des Kulturpolitikers und Kulturverwalters zu den ihn bestimmenden Kräften und Mächten nachgedacht wird, ist es sinnvoll, einige geistige Positionen anzusprechen, die das Umdenken, das nun auch die Kulturverwaltungen erreicht, zu charakterisieren vermögen. Ich beziehe mich dabei auf drei Traktate, die verhältnismäßig früh verfaßt wurden, aber eigentlich erst heute die Praxis zu beeinflussen bzw. indirekt zu bestimmen beginnen.

In einem Aufsatz aus dem Jahre 1939 hat Thomas Mann das Verhältnis von Kultur und

den Ehe und Familie, Bildung und Schule, Religion und Religionsgemeinschaften. Artikel 131 besagt:

„(1) Die Schulen sollen nicht nur Wissen und Können vermitteln, sondern auch Herz und Charakter bilden.

(2) Oberste Bildungsziele sind Ehrfurcht vor Gott, Achtung vor religiöser Überzeugung und vor der Würde des Menschen, Selbstbeherrschung, Verantwortungsgefühl und Verantwortungsfreudigkeit, Hilfsbereitschaft und Aufgeschlossenheit für alles Wahre, Gute und Schöne.

(3) Die Schüler sind im Geiste der Demokratie, in der Liebe zur bayerischen Heimat und zum deutschen Volk und im Sinne der Völkerversöhnung zu erziehen.

(4) Die Mädchen sind außerdem in der Säuglingspflege, Kindererziehung und Hauswirtschaft besonders zu unterweisen.“

Auch wenn man unterstellt, daß 1946, in den Trümmerjahren, angesichts der durch den Nationalsozialismus bewirkten Zerstörung des deutschen Geistes, eine spätexpressionistische Aufbruchstimmung vorherrschte, so ist es doch erstaunlich und beunruhigend zu sehen, wie traditionell man damals sein „Kulturverständnis“ artikuliert. Es dominiert die Mentalität des späten 19. Jahrhunderts, wobei Absatz 4 die konservative Auffassung vom Rollenspiel der Frau in der Gesellschaft widerspiegelt. Der Wertekosmos wird hier tradiert, aber nicht reflektiert; Kultur bleibt „unbedacht“: Zwischen Herzensbildung und Säuglingspflege, Gottesfurcht und Bayernliebe, Selbstbeherrschung und Hauswirtschaft erstreckt sich die ungliederte, aber besonnte Landschaft der heilen Welt.

## II. Kultur und Politik

Politik zu bestimmen versucht; auf eine Weise, die zwar nicht im Detail, wohl aber dem Tenor nach bereits vieles von dem enthält, was heute im Mittelpunkt der ästhetischen und kulturpolitischen Diskussion steht oder stehen sollte. Thomas Mann stellt fest, daß sein persönliches Bekenntnis zur Demokratie aus einer Einsicht hervorgehe, die seiner deutsch-bürgerlich-geistigen Herkunft und Erziehung ursprünglich fremd war: „der Einsicht, daß das Politische und Soziale ein Teilgebiet des Menschlichen ausmacht, daß es der Totalität des humanen Problems angehört, vom Geiste in sie einzu-

beziehen ist, und daß diese Totalität eine gefährliche, die Kultur gefährdende Lücke aufweist, wenn es ihr an dem politischen, dem sozialen Elemente gebricht" <sup>3)</sup>.

Desiderat ist in der Tat eine Soziokultur, welche die Trennung zwischen der „reinen“ Welt des Geistes und den Niederungen der Realität (eben der politischen und sozialen Verhältnisse) durchbricht, um auf diese Weise die deutschbürgerliche Mentalität in eine staatsbürgerliche umzuwandeln, welche die Integration von Kultur in den gesellschaftlichen Gesamttraum bejaht.

Thomas Mann hatte selbst auf profilierte Weise in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“, — und in seinem Aufsatz aus dem Jahre 1939 nimmt er kritisch darauf Bezug — im Namen der Kultur und der geistigen Freiheit der Politisierung des Geistes mit allen Kräften sich widersetzt. „Ich sage: sogar im Namen der Freiheit; denn unter dieser verstand ich dem Gepräge meines Denkens gemäß sittliche Freiheit — von deren Beziehung zur bürgerlichen Freiheit ich wenig wußte und wenig wissen wollte" <sup>4)</sup>. Genau aber darum gehe es heute: die Trennung zwischen sittlicher Freiheit und bürgerlichen Freiheit aufzuheben. Kultur ist nicht der Raum, in den sich der Geist zurückziehen oder in dem er sich, abgelöst von den Realitäten, unbekümmert bewegen kann, sondern der gemeinsame Bereich von Reflexion und Tätigkeit. Thomas Mann stellt mit Nachdruck fest, daß es ein Irrtum deutscher Bürgerlichkeit gewesen war zu glauben, man könnte ein unpolitischer Kulturmensch sein. Er weiß, daß die Kultur in schwerste Gefahr gerät, wenn es ihr am politischen Instinkt und Willen mangelt; „kurzum das demokratische Bekenntnis drängte sich auf die Lippen und wollte trotz allen Hemmungen antipolitischer Tradition abgelegt sein" <sup>5)</sup>.

In Hinblick auf die heute vorherrschende Bewußtseinslage wird man konstatieren müssen, daß nach wie vor der Irrtum deutscher Bürgerlichkeit, ein unpolitischer Kulturmensch sein zu können, vorherrscht. Man sollte dieses Faktum nicht allein auf ein eventuell tiefsitzendes Ressentiment gegenüber der Politik zurückführen, sondern vielmehr auf die Tatsache, daß es bis heute nicht gelungen ist, Modelle von Soziokultur so überzeugend anzubieten, daß sie das Bewußtsein entsprechend zu verändern vermögen. Manche Kräfte, die eine Politisierung der Kultur anstreben, verwechseln

dies mit Agitation und erreichen damit genau das Gegenteil. Der Lernprozeß findet nicht statt, die deutsche Bürgerlichkeit fühlt sich im Gegenteil in ihrem Irrtum bestätigt: daß eben der unpolitische Kulturmensch letztlich doch der eigentliche Kulturmensch sei. Soziokultur heißt weder Agitation noch Ideologisierung. Soziokultur ist der Versuch, vorrangig, neben anderen Aspekten, Kunst als Kommunikationsmedium zu begreifen — als eine und zwar sehr gewichtige Möglichkeit, die plurale (und damit auch in vielfältige Einzelinteressen, Interessenskonflikte, Verständigungsbarrieren zerklüftete) Gesellschaft auf die „kommunikative Ebene" zu bringen. Kunst vermittelt dabei weniger Inhalte für Kommunikation, wohl auch diese; sie stellt vor allem kommunikative Strukturen her. Darunter ist zu verstehen:

1. Die Bereitschaft, aus sogenannten Selbstverständlichkeiten herauszutreten und damit Befragungssituationen, Fragwürdigkeiten und Bedenklichkeiten herzustellen.
2. Überwindung der (psychosomatisch mitbedingten) immer wieder sich einstellenden Denktätigkeit durch Denkanstöße (bis zur Provokation), um auf diese Weise den dialektischen Prozeß von Kommunikation einzuleiten.
3. Vermittlung vielfältiger Wahrnehmungsweisen, wobei die Pluralität der Apperzeption auch zu einem Plural der Standpunkte und Denkpositionen hinführt.

Mit anderen Worten: Kunst ist in besonderem Maße in der Lage, jene „Auflockerung" zu erreichen, welche die Voraussetzung kommunikativer Prozesse darstellt. Erst wenn diese Auflockerung (Aleatorik) erreicht ist, wird Kommunikation aus dem Mißverständnis befreit, sie sei Aneinanderreihung stereotypisierter (unbeweglicher und unbewegbarer), aus der jeweiligen Ideologie und Position heraus entwickelter Affirmationen. Sie soll vielmehr sein: Rückkoppelungsprozeß, gegenseitige, durch Argumentation bewirkte geistige Annäherung bzw. gemeinsames Bemühen um Wahrheit, was selbstverständlich Widersprüchlichkeit einschließt. Kunst kann die für Kommunikation wichtige Einsicht vermitteln, daß Wahrheit immer wieder weiterentwickelt, „fortgeschrieben" werden muß. Wahrheit als Weg und nicht als Besitz.

Bei der Erfüllung ihrer kommunikativen Aufgabe spielt die Plausibilität von Kunst eine besondere Rolle. Kunst ist „direkt" eingängig, ein Medium, das aufgrund seiner semiotischen Möglichkeiten die Heterogenität unterschiedlicher gesellschaftlicher Bewußtheit zu überwinden oder auszugleichen vermag. Diese

<sup>3)</sup> Thomas Mann, Kultur und Politik, in: Gesammelte Werke, 12. Band, Berlin 1955, S. 828.

<sup>4)</sup> A. a. O., S. 828.

<sup>5)</sup> Ebenda, S. 829.

idealtypisch angenommene Plausibilität von Kunst findet freilich „Widerstand“ — einmal auf seiten der Kunst und einmal auf seiten des Publikums. Kunst, die ihre gesellschaftskommunikative Aufgabe ablehnt, sich völlig in private Mythen oder privatistischen Formalismus zurückzieht, entäußert sich ihrer Plausibilität. Es ist freilich sehr schwer zu bestimmen, wann dieser Umschlag aus dem kommunikativen in den hermetischen Bereich stattfindet. Vieles, was durchaus plausibel ist, wird als privatistisch verschrien, weil die Rezeptionsbereitschaft des Publikums durch Ideologie zerstört ist. Damit ist das zweite Hindernis für Plausibilität angesprochen, nämlich die Aufnahmesperre des Publikums. Wenn die Menschen nicht daran gewöhnt sind, sich der unkonventionellen, variablen, axiomatisch pluralen Artikulation der Kunst zu öffnen, liegt deren Plausibilität brach; es handelt sich dann sozusagen um eine „Plausibilität zweiten Grads“.

Als didaktische Folgerung ergibt sich daraus: nicht positivistischer Unterricht in Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte, sondern Versuch, die Strukturen künstlerischer Kommunikation zu vermitteln; vor allem auch durch ein Lernen im Tun, d. h. durch die Förderung kreativer Tätigkeit, die in eigener Aktivität die Eigenart künstlerischer Kommunikationsprozesse erleben läßt. Zu einer modernen ästhetischen Erziehung gehört im Bereich der visuel-

len Kommunikation: die Fähigkeit, durch Einsicht in die „Bildgrammatik“ und „Bildsemantik“ die optische Codierung decodieren zu können; im literarischen Bereich: die Einsicht in die Funktion von Metaphorik und Symbolik sowie die spielerische Funktion von Sprache. Im besonderen muß angesichts der Eigenart moderner Kunst eine Sensibilisierung dahin gehend erfolgen, daß die „direkten“ Signale der Kunst adäquat aufgenommen werden. T. S. Eliot spricht von dem „evokativen Äquivalent“ als einem Zentralbegriff moderner Ästhetik. Er meint damit, daß Kunst ein „äquivalentes“, ein latentes seelisch-geistiges Potential zu wecken vermag: die Erregung von Gefühlen und Empfindungen, die im einzelnen oder in einer gesellschaftlichen Gruppe zwar angelegt sind, aber erst durch die Kunst in Bewegung gesetzt werden — auf einen Weg, auf dem sie sich zum Gedanken, zum Problem und zum Handeln entwickeln.

Was heute die Misere und Malaise des modernen Bewußtseins ausmacht, besteht vielfach darin, daß im Rahmen der Informationsüberfütterung bzw. Informationsverschmutzung zwar ein großes Potential von Empfindungen und Gefühlen vorhanden ist, diese jedoch nicht mehr reflektiert werden. Hier hat Kunst eine Auslösefunktion: sie entbindet, was der allgemeinen Diffusion verhaftet ist, ermöglicht so die „Außkristallisation“ von Bewußtheit.

### III. Affirmative Kultur

Thomas Manns Aufsatz aus dem Jahre 1939 steht dem Gedankengang nahe, der Herbert Marcuses Aufsatz „Über den affirmativen Charakter der Kultur“ (1937) bestimmt<sup>6)</sup>. Was Thomas Mann die „Frucht eines ästhetizistischen Kulturbürgertums“ nennt, den Barbarismus der Gesinnung, Mittel und Ziele (er bezieht sich dabei auf den Nationalsozialismus), wird bei Marcuse in differenzierenderer und umfassenderer Art unter dem Begriff der „affirmativen Kultur“ gedeutet. Marcuse geht davon aus, daß in der bürgerlichen Epoche die Theorie des Verhältnisses zwischen Notwendigem und Schönem, Arbeit und Genuß entscheidende Veränderungen erfahren hat. Die Ansicht, nach der die Beschäftigung mit höchsten Werten an bestimmte gesellschaftliche Schichten als Beruf gebunden sei, verschwinde, und an ihre Stelle trete die These von der

Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit der Kultur. Die antike Theorie habe mit gutem Gewissen ausgesprochen, daß die meisten Menschen ihr Dasein mit der Besorgung der Lebensnotwendigkeiten verbringen müssen, während ein kleiner Teil sich dem Genuß und der Wahrheit widmen könne. So wenig sich der Sachverhalt geändert habe: das gute Gewissen sei aber nun verlorengegangen. „Es soll nicht mehr wahr sein, daß die einen geboren und würdig sind für die Arbeit, die anderen für die Muße, die einen für das Notwendige, die anderen für das Schöne.“<sup>7)</sup>

Zugleich jedoch wird Kultur von Zivilisation unterschieden und vom Gesellschaftsprozeß soziologisch und wertmäßig entfernt. Dies bezeichnet Marcuse als affirmative Kultur. „Unter affirmativer Kultur sei jene der bürgerlichen Epoche angehörige Kultur verstanden, welche im Laufe ihrer eigenen Entwicklung da-

<sup>6)</sup> In: Kultur und Gesellschaft I, Frankfurt am Main 1965.

<sup>7)</sup> A. a. O., S. 62.

zu geführt hat, die geistig-seelische Welt als ein selbständiges Wertreich von der Zivilisation abzulösen und über sie zu erhöhen. Ihr entscheidender Zug ist die Behauptung einer allgemein verpflichtenden, unbedingt zu bejahenden, ewig besseren, wertvolleren Welt, welche von der tatsächlichen Welt des alltäglichen Daseinskampfes wesentlich verschieden ist, die aber jedes Individuum, „von innen“ her, ohne jene Tatsächlichkeit zu verändern, für sich realisieren kann. Erst in dieser Kultur gewinnen die kulturellen Tätigkeiten und Gegenstände ihre hoch über den Alltag emporgesteigerte Würde: ihre Rezeption wird zu einem Akt der Feierstunde und der Erhebung.“<sup>8)</sup>

An anderer Stelle stellt Marcuse fest, daß die affirmative Kultur in ihren Grundzügen idealistisch sei. „Auf die Not des isolierten Individuums antwortet sie mit der allgemeinen Menschlichkeit, auf das leibliche Elend mit der Schönheit der Seele, auf die äußere Knechtschaft mit der inneren Freiheit, auf den brutalen Egoismus mit dem Tugendreich der Pflicht. Hatten zur Zeit des kämpferischen Aufstiegs der neuen Gesellschaft alle diese Ideen einen fortschrittlichen, über die erreichte Organisation des Daseins hinausweisenden Charakter, so treten sie in steigendem Maße mit der sich stabilisierenden Herrschaft des Bürgertums in den Dienst der Niederhaltung unzufriedener Massen und der bloßen rechtfertigenden Selbsterhebung: sie verdecken die leibliche und psychische Verkümmern des Individuums.“<sup>9)</sup>

Eine solche Feststellung wird verifiziert durch den Gang der deutschen Geistesgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Die nicht-affirmativen Strömungen verliefen gegen die Vorstellungen von Kulturpolitik und Kulturverwaltung. Diese förderten die affirmative Kultur, d. h. den epigonalen Konformismus, die Ja-Sager-Kunst. Klassik, Romantik, Realismus, Naturalismus, Expressionismus, Surrealismus, um einige Stilrichtungen herauszugreifen, befanden sich jeweils in Opposition zu dem, was offiziell gebilligt wurde. Es dominierten der Romantizismus und Klassizismus, speziell die Heimatkunst, die sich zunehmend völkisch gerierte und in der nationalistischen (später nationalsozialistischen) Blut- und Boden-Kunst endete. Das Trias des Schönen, Guten und Wahren, Begriffe, die zu Mythen geworden waren, implizierte keinen rationalen Auftrag mehr, sondern stellte Wirklichkeitsersatz dar, Illusion einer besseren Welt. Die im Wilhel-

minismus einen ersten Höhepunkt erreichende, und dann im Nationalsozialismus kulminierende Zerstörung des deutschen Geistes ist mit das Werk einer Kulturpolitik gewesen, die in leerer Gestik sich selbst beweihräucherte.

Eine wichtige Aufgabe der Kulturpolitik und Kulturverwaltung von heute muß es sein, Kultur in einem nicht-affirmativen Sinne zu vermitteln. Kultur muß so artikuliert, angeboten und dargeboten werden, daß der Rezipient nicht von vornherein in eine „Weihestunde des Geistes“ versetzt wird, sondern er Kultur, nicht zuletzt aufgrund der Syntax, Semantik und Pragmatik von „Kulturwerbung“, als alltägliche Angelegenheit begreift. Kunst ist keine Walhalla, der sich der Geist devot zu nähern hätte; Kultur ist etwas, das man wie soziale oder politische Probleme „ungeniert“ anpacken kann und soll. Erst wenn diese „unbekümmerte“ (und spielerische) Haltung den kulturellen Gegenständen gegenüber erreicht ist, eingeübt vom Kindergarten an, kann die emanzipatorische Vision, daß die Beschäftigung mit den kulturellen Werten nicht mehr an bestimmte gesellschaftliche Schichten geknüpft sein darf, verwirklicht werden. Ästhetische Erziehung muß dabei alle Bereiche berücksichtigen, die früher als „Zivilisation“ eingestuft wurden — insbesondere die Gestaltung der Umwelt, der Städte, der Wohnungen.

Affirmative Kultur — dies ist vielfach das Mißverständnis einer aktionistischen „Linken“ —, wird nicht dadurch nicht-affirmativ, daß man ihr Demonstrationen und Unterschriftensammlungen anhängt. Es ist kein revolutionärer Akt, neben dem im Frack gekleideten Orchester die rote Fahne aufzuziehen, oder bei der Verbeugung auf der Opernbühne im Rollkragenpullover zu erscheinen. Die Accessoires, die der Revolutionsmode entstammen, also direkt aus den linken Boutiquen geliefert werden, demonstrieren eine lediglich reziproke affirmative Kultur.

Nicht-affirmative Kultur ist eine Kultur, die das Bewußtsein des Menschen aus seinem gesellschaftlichen Sein heraus begreift, also nicht mit „freischwebender“ Seelenschönheit sich begnügt. Marcuse meint, daß das Medium der Schönheit die Wahrheit „entgifte“ und sie von der Gegenwart abrücke. Was in der Kunst geschehe, verpflichte zu nichts. Sofern eine solche schöne Welt nicht überhaupt als eine längst vergangene erscheine, werde sie durch den Zauber der Schönheit entaktualisiert. Nur im Medium der Schönheit durften die Menschen am Glück teilhaben.

Von hier aus ist in der Tat Skepsis der Schönheit gegenüber angebracht. Freilich ist

<sup>8)</sup> Ebenda, S. 63.

<sup>9)</sup> Ebenda, S. 66.



„Schönheit“ erst zu definieren, damit Mißverständnisse vermieden werden: kritisch gemeint ist der formale Glanz, die irisierende Glasur, die im besonderen die epigonale Kunst charakterisieren, der Kitsch, der eine große Verführungskraft ausübt. Die Bekämpfung des Kitsches ist eine wichtige kulturpolitische Aufgabe, nicht weil ein geschmacklicher Rigorismus sich durchsetzen soll, sondern weil der Kitsch-Mensch total dem schönen Schein sich ausliefert: hinweggezaubert durch Sinnlichkeit, wird Gedanklichkeit dispensiert.

Kulturpolitik sollte bei der Bekämpfung von „Kitsch“ sich an Hermann Broch orientieren<sup>10)</sup>:

#### IV. Die technische Reproduzierbarkeit von Kunst

Walter Benjamin stellte in seinem Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ (1936) fest, daß sich die Reproduktion, wie sie illustrierte Zeitungen in Bereitschaft halten, vom Bilde dadurch unterscheidet, daß in diesem Einmaligkeit und Dauer, und in jenem Flüchtigkeit und Wiederholbarkeit eng miteinander verschränkt seien. Die Reproduktionstechnik löse das Reproduzierte aus dem Bereich der Tradition ab. „Die Entschälung des Gegenstands aus seiner Hülle, die Zertrümmerung der Aura, ist die Signatur einer Wahrnehmung, deren Sinn für das Gleichartige in der Welt so gewachsen ist, daß sie es mittels der Reproduktion auch dem Einmaligen abgewinnt.“<sup>11)</sup> Die Aura (Einzigkeit und Wirkungskraft) der Kunst sei an ein Hier und Jetzt gebunden. Es gäbe kein Abbild von ihr. „Die Aura, die auf der Bühne um Macbeth ist, kann von der nicht abgelöst werden, die für das lebendige Publikum und den Schauspieler ist, welcher ihn spielt. Das Eigentümliche der Aufnahme im Filmatelier besteht darin, daß sie an die Stelle des Publikums die Apparatur setzt. So muß die Aura, die um den Darsteller ist, fortfallen — und damit zugleich die um den Dargestellten.“<sup>12)</sup> Durch ihre technische Reproduzierbarkeit werde die autonome Kunst aufgehoben. Der Anspruch auf Echtheit und Unantastbarkeit vergehe.

Aufgrund der veränderten Struktur des Kunstwerks verändern sich die Organisation der Wahrnehmung und die Rezeption von Kunst. An die Stelle des individuellen Kunstgenusses

trete die Massenrezeption, bei der Genuß und Kritik eine Einheit bilden können. Das „entauratisierte“ Kunstwerk setze durch Schocks Erfahrungen frei (etwa durch den Assoziationsablauf der Filmbilder), und diese Schocks lösten den esoterisch-kultischen Bann auf, mit dem die bürgerliche Kultur den einsamen Betrachter kraft ihres affirmativen Charakters belege<sup>13)</sup>. Es erfolge die Politisierung der Kunst; ihre Fundierung aufs Ritual werde durch ihre Fundierung auf Politik ersetzt. In der faschistischen Massenkunst trete, die mit dem Anspruch einer politischen Kunst aufträte, ergäbe sich die Gefahr einer falschen Aufhebung autonomer Kunst. Die Kunst als autonomer Bereich werde durch diese Propagandakunst zwar liquidiert, aber hinter dem Schleier der Politisierung diene sie in Wahrheit der Ästhetisierung nackter politischer Gewalt. Der Kult-Wert der bürgerlichen Kunst werde durch den manipulativ-hergestellten ersetzt, der kulturelle Bann gebrochen, um auf andere Weise erneuert zu werden. Die Massenrezeption erweise sich als Massensuggestion.

Die technische Reproduzierbarkeit hat durch das Fernsehen ein Ausmaß erreicht, wie es zum Zeitpunkt, als Benjamin seinen Aufsatz schrieb, noch nicht vorstellbar war. Die Gefahr, daß die durch die technische Reproduzierbarkeit ermöglichte Massenrezeption, der wegen der Zerstörung der Aura des Kunstwerks und seiner kulturellen Fundierung eine emanzipatorische Tendenz zugrunde liegt, durch Massensuggestion ersetzt wird, nimmt zu. Die Folge von Schocks, welche die technische Reproduktionskunst kennzeichnet, ist derart

<sup>10)</sup> Hermann Broch, Das Böse im Wertesystem der Kunst, in: Dichten und Erkennen. Essays, Band 1, Zürich 1955, S. 344 ff.

<sup>11)</sup> Neuauflage Frankfurt am Main 1963, S. 19.

<sup>12)</sup> A. a. O., S. 29.

<sup>13)</sup> Vgl. auch Jürgen Habermas über Walter Benjamin: Wohin es mit dem schönen Sein gekommen ist, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. 7. 1972.

massiv, daß eine Abstumpfung eintritt. Was Benjamin bei der Schockwirkung des Films festzustellen glaubte: daß nämlich jede Schockwirkung durch gesteigerte Geistesgegenwart aufgefangen wird, schlägt ins Gegenteil um. Die Geistesgegenwart verliert sich; der Informationsfülle gegenüber rettet sich überforderte Sensibilität in den leeren Genuß von „Bildhüllen“. Die Schockimpulse werden nicht verarbeitet, sondern hingenommen. Diese Gefahr ist um so größer, als Kulturpolitik und Kulturverwaltung bislang wenig für audiovisuelle Medienpädagogik sich engagiert haben. Erst in letzter Zeit hat man, etwa durch die Planung kommunaler Kinos und audiovisueller Zentren, begonnen, sich dieser Herausforderung zu stellen.

Daß durch technische Reproduktion (als Destruktion des schönen Scheins zugunsten der dokumentarischen Faktizität) Kunst wieder gesellschaftlicher Wirklichkeit integriert

werde, ist nur dann richtig, wenn die Massenrezeption in die Lage versetzt wird, die Codierung der technischen Reproduktionskunst wieder zu decodieren. Das Problem besteht darin, daß die „Bilder“ der technischen Medien weitgehend mit Wirklichkeit gleichgesetzt werden und somit nicht begriffen wird, daß es sich auch hier „nur“ um eine Zeichensprache handelt, die durch ihre Syntax (das Bezugssystem ihrer Elemente), ihre Semantik (die überlieferten Bedeutungen), ihre Sigmatik (die Beziehung zwischen den Zeichen und dem, was sie bezeichnen) und ihre Pragmatik (die Beziehung der Zeichen zur Send- oder Empfangsperson) bestimmt ist. Damit visuelle Kommunikation nicht zur Suggestion wird, muß Mediendidaktik am Werk sein. Sonst tritt genau das ein, was Benjamin angesichts der faschistischen Propagandakunst erkannte: nämlich die Ersetzung des zerstörten Kult-Werts durch den manipulativ-hergestellten.

## V. Festival-Kultur

Eine Analyse der in den drei Abhandlungen über das Verhältnis von Kultur und Politik, über die affirmative Kultur sowie über die Folgen der technischen Reproduzierbarkeit von Kunst gemachten Überlegungen ergibt, daß hier Aussagen vorliegen, die über die Kritik am vorherrschenden Kulturbegriff hinaus eine neue Vorstellung und Praxis von Kultur ermöglichen könnten. Daneben, d. h. neben solchen, eine Reflexion über Kultur initiierten, motivierenden Tendenzen, läuft der breite Strom des allgemeinen Kulturpessimismus weiter; ein meist ziemlich substanzloses Geseire über die „bedrohte Kultur“, das sich bereitwillig (gegen gutes Honorar) dem Kulturbetrieb amalgamiert. Jüngst hat Eugène Ionesco in Salzburg eine entsprechende „Mahnung“ ausgesprochen. „Ein Theater- und Musikfestival scheint eine Art Herausforderung an die universelle Angst zu sein. Ich fühle mich auf einer Insel inmitten sturmgepeitschter Wogen. Einige wenige europäische Länder, also nur ein kleiner Flecken auf unserer Erde, bieten uns noch zweifelhaften Schutz. Darüber hinaus herrscht das Inferno. Wird dieses Festival in einem oder in zwei Jahren noch stattfinden? Jegliche Katastrophe kann schon morgen eintreffen. Unsere sogenannte Kultur scheint nur noch ein Kartenhaus ...“<sup>14)</sup>

Ein solcher Text macht eigentlich nur deutlich, daß ein Dichter, ohne zu denken, nicht sprechen sollte. Was an Gefährdungen vorhanden und zuhanden ist, wird zusammengequirlt und metaphorisch beschworen. Es fehlen Hinweise auf die Gründe der sich andeutenden „Katastrophe“ genauso wie auf die Möglichkeiten einer Therapie. Die große Pose dominiert, so daß das, was vom Inhalt „aufrütteln“ könnte, von der Form her wieder neutralisiert wird. In der Euphorie abendländischer Katastrophenstimmung zeigt sich das „Rettende“ doch: als eitle Selbstbespiegelung im Inferno. Man genießt den Kulturkonsum, den man denunziert.

Die Mythe des Kulturkonsums (kulinarischer Kultur, der Kultur der *leisure class*) ist das Festival. Es repräsentiert, in den Augen seiner Kritiker, unreflektierte, affirmative Kulturpolitik. Die *snobietät* goutiert alles: Abendland und Zerstörung des Abendlands; Komödie und Tragödie; Rausch und Schock — nur muß es „schön“ sein und darf nicht politisch werden. Als Götz Friedrich 1972 in Bayreuth den „Tristan“ inszenierte und dabei den rebellischen Wagner hervorkehrte (in einer dennoch sehr kulinarischen und zugleich zurückhaltenden Weise), empörte sich die anwesende *Hautevolee* im tiefsten Herzensgrunde. Franz Josef Strauß schrieb an die „Welt am Sonntag“: „Es erschienen Figuren auf der Bühne, von denen man nicht wußte, ob es sich um

<sup>14)</sup> Zitiert nach Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 27. 7. 1972.

Mitglieder des SSD in Ausgehuniformen handelte oder um eine infolge des ‚Endsieg‘ dem Publikum damals nicht mehr gezeigte Variante der SS-Uniform . . . Tannhäuser war nicht mehr der Held eines Wehspiels, der zwischen irdischer und himmlischer Liebe hin- und hergerissen wurde, sondern ein Gesellschaftsrevolutionär.“<sup>15)</sup>

„Meine letzte Erinnerung an Salzburg ist alprdrückerisch“, meinte Siegfried Melchinger in einer *tour d'horizon* der Festspiellandschaft, „Menschenmauern hinterm Polizeikordon, vor dem Festspielhaus unter Regenschirmen; Wagenauffahrt, Scheinwerfer und Blitzlichter, weiße Smokings und Haute Couture. Curd Jürgens, die Begum, Minister, Millionäre, die große Gala in den Couloirs, bis dann im Saal die Lampen verlöschen und der Maestro am Pult erscheint.“<sup>16)</sup> Solche Gala-Äußerlichkeiten signalisieren die Brüchigkeit von Kulturinstitutionen und -institutionen, die immer noch so tun, als sei der welke Charme eines Hofmannsthal für unsere Zeit weiter gültig; als ob die Stützen und Spitzen der Gesellschaft eine Kultur zu tragen vermöchten, die ohne radikale Besinnung auf die Notwendigkeit einer Massenkultur (ohne Führungszeichen!) lediglich die Euphorie ihrer Agonie hinauszuzögern vermag. Damit kein Mißverständnis aufkommt: Es geht nicht darum, gegen Kleider-Moden zu polemisieren und in den Irrtum vieler Linken zu verfallen, die sich durch Gebraucht-Kleider-Tracht schon sozialisiert vorkommen. Einer aus der Gruppe derer mit Revoluzzer-Look sagte kürzlich bei einer Tagung zu einem Unterprivilegierten (einem Fahrer, mit Anzug und Krawatte): er, als Professor, trage Hosen mit aufgesetzten Flecken, damit nicht der Anschein einer sozialen Kluft zwischen den Intellektuellen und der Arbeiterschaft entstünde. Viele schreiben links und dinieren rechts. Man wähnt sie auf der Straße und trifft sie im Feinschmeckerlokal.

Die Festivalkultur — rechter wie linker Provenienz — hat noch nicht erkannt, wie notwendig es wäre, sich zu „öffnen“, nicht nur in Hinblick auf die finanziellen Barrieren, wie sie eben die Galakultur, zumindest psychologisch, aufrichtet; sondern in Form geistiger Öffnung, wodurch affirmative Selbstbestätigung zurückgedrängt und Problematisierung wie Verunsicherung eingelassen würden. Es gibt Beispiele für diese Öffnung, etwa die Uraufführung von Thomas Bernhards „Der Ignorant und der Wahnsinnige“ in Salzburg 1972; zu

fragen ist freilich, ob das Festival-Publikum überhaupt in der Lage ist, solche Provokation zu verstehen. Bernhard hat ein Stück geschrieben, das sich dem Opernbetrieb zuwendet. Sein Grundgedanke: Der Mensch ist „Präparat“; einmal ein Gesangsmechanismus, Theaterpuppe, perfekte Kunstfigur; ein andermal Objekt der Wissenschaft, Kadaver, Hülse für nichts. Wenn die Sängerin ihre Arie „abgezogen“ hat, ist Kultur „geschehen“ und zugleich „erledigt“. Kunst erweist sich als Schein; nichts, — aber darüber Glasur. Bernhard nennt — drastischer als Benn, für den ja Form zugleich „Rettung“ war („Unsere Ordnung ist der Geist, sein Gesetz heißt Ausdruck, Prägung, Stil“) — die Kultur einen Misthaufen. Die Entfremdung zwischen Mensch und Kultur sei total, da gerade diejenigen, die sich als „Kulturträger“ fühlen, im Kulturkonsum nichts anderes tun, als Kultur zu deformieren und zu vernichten.

Wenn man in der Kunst auch und vor allem das Bestreben sieht, Tod und Vergängnis das „bleibende“ Bild zu entreißen, den Augenblick zu fixieren, Wahrnehmung über die Zeiten hinweg zu ermöglichen, so hat sich durch die technische Reproduzierbarkeit von Bildern eine neue Form der Wahrnehmung entwickelt, die auf Sogkraft und nicht auf Bewußtwerdung vertraut. Die Reklame-Mythen (als Trivialmythen) versuchen Eindimensionalität zu stabilisieren, also den der wahren Kunst immanenten Widerspruch von Wahrheit und Realität, Idee und Erscheinung zu verschleiern. Die in den Reklametopoi vorgelegten Glanzbilder vom schöneren Leben sind weder durch den Als-ob-Charakter des Idylls noch durch utopische Sehnsucht bestimmt; sie substituieren Tagträume durch Wirklichkeitsbehauptung, tun also so, als ob der Mensch das besitze, wonach er letztlich nur streben kann. Die Mythen der Reklamewelt, die den Menschen zurückbringen auf eine Frühphase seiner Entwicklung, nämlich auf die der Absättigung durch sensualistischen Reiz, machen Kunst als sentimentalische Betätigung (im Sinne Schillers) scheinbar überflüssig. Angesichts der Regression ins Eindimensionale ist jedoch Kunst notwendiger denn je: Gegenkraft zu den Trivialmythen, Chance der Progression.

In einem Beitrag in dieser Zeitschrift hat Karin Thomas kürzlich die Wandlung der Kunst vom Kulinarismus zur Problemvisualisierung beschrieben. Wenn sie feststellt, daß immer noch das künstlerische Objekt bzw. die künstleri-

<sup>15)</sup> Zit. nach Nürnberger Nachrichten, August 1972.

<sup>16)</sup> Gala für Millionen, in: Deutsche Zeitung / Christ und Welt v. 21. 7. 1972.

<sup>17)</sup> Karin Thomas, Zum Problem einer Kommunikation von Kunst und Gesellschaft, in: Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ v. 29. 4. 1972.

sche Idee in der Vorstellung breiter Schichten als zweckunabhängiges, kulinarisches Freizeitvergnügen privilegierter Bildungsbürger gelte, die Beschäftigung und der Handel mit den Produkten der Kunst eben nur auf Grund größeren Wissens möglich sei, so ist damit indirekt auch ein Vorwurf gegenüber einer Kulturpolitik und Kulturverwaltung erhoben, die dieses Mißverständnis gegenüber moderner Kunst bislang nicht genügend abbauen konnten. Aufgabe von Kulturverwaltung und Kulturpolitik sollte es dagegen sein, die hermetische Aura von Kunst zu durchbrechen und den Kommunikationsprozeß zwischen Kunst und Publikum als gesellschaftspolitische Priorität zu begreifen. „Die Tradition einer kulinarisch konzi-

pierten Ästhetik ist endgültig zu Grabe getragen, die Kunst hat sich in der Kommunikation der realen Zeitsituation ein neues Wirkungsfeld erobert, sie wird zum experimentellen Modellentwurf, zur visuellen Demonstration von Zuständlichkeit und Veränderung, sie wandelt sich vom kulinarischen Vergnügen zur experimentellen Problemerkorschung der Umwelt.“<sup>18)</sup>

Während Festival-Kultur, kultureller Jargon und die Mythologisierung Bewußtlosigkeit verbreiten, ist Kunst längst auf dem Wege, kritisches Bewußtsein zu mobilisieren; Kunst ist also nicht mehr dazu verdammt, Kunst zu bleiben. Daß sich dabei neue Probleme auftun, ist unbestreitbar.

## VI. Mentalitätsmuster des Kulturverständnisses

Kehren wir zurück zum Rollenspiel des Kulturverwalters. Die „Stichworte“ für die Problematik seiner Selbstverständnisses werden ihm somit geliefert:

1. durch neue, bisherige Ästhetik und bisheriges Kulturverständnis in Frage stellende theoretische Überlegungen;
2. durch kulturpessimistische oder kulturaffirmative Verlautbarungen, die das Gute, Schöne und Wahre unbefragt lassen;
3. vom Kulturjargon, der „beliebig“ aus dem imaginären Museum der Denksysteme und Denkpositionen immer wieder allerlei à la mode zusammencollagiert;
4. vom Kulturskeptizismus, der den kulturellen Bemühungen absolute Hoffnungslosigkeit bescheinigt, ehe nicht die Gesellschaft revolutioniert sei; (und dann: Warten auf die nächste Revolution!).

Der Kulturverwalter hat also einige Schwierigkeiten, zu einem neuen Selbstverständnis zu kommen und sein Verhältnis zu den ihm umgebenden Kräften und Mächten zu klären. Er muß sich zurechtfinden, sich „einrichten“ in einem Problemfeld, das bestimmt ist durch völlig neue Wertungsmuster. Die so entstehende Verunsicherung muß nicht zur Unsicherheit führen; im Gegenteil: eine Kulturverwaltung, die ihre Tätigkeit selbst problematisiert, ohne deshalb in Verwirrung zu geraten, wird erfolgreicher (d. h. dynamischer) arbeiten als eine Kulturverwaltung, die allein aus der Pseudosicherheit der Überlieferung heraus tätig ist.

Was nun die Wertungsmuster der politischen und gesellschaftlichen Kräfte betrifft, deren Erwartungshaltungen und Forderungen Kulturverwaltung sich heute gegenübersteht, so stelle ich folgende, an Hand von Auffälligkeitsmerkmalen erkennbare Positionen fest:

Ein Mentalitätsmuster, für das die Beschäftigung mit kulturellen Fragen lediglich an einigen peripheren Stellen aufgesetzt ist: Man weiß zwar nicht, zu was Kulturarbeit notwendig oder nützlich sein soll, gesteht sich dies jedoch (wohl aufgrund eines durch Erziehung injizierten Baedeker-Bewußtseins) nicht ein und kompensiert den Mangel an Unsicherheit durch Affirmation: Kultur ist nicht überflüssig; ein Staat oder ein Volk kann ohne Kultur nicht auskommen, wir sind stolz auf unsere Kulturgüter; der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Ein anderes Mentalitätsmuster kann man den kulturpolitischen Agnostizismus nennen. Man ist weder für Kultur, noch dagegen; man „bemerkt“ Kultur überhaupt nicht. — Theater, Ausstellungen, Literatur etc. finden unter Ausschluß dieses Teils der Öffentlichkeit statt. Das Verhältnis zur Kultur ist hier weder aggressiv noch affirmativ, es ist indifferent. Die geistigen Bedürfnisse werden „abgesättigt“ durch Fernsehen, Illustrierte und Konsum. Was es für eine Gesellschaft bedeutet, wenn — wie es hier der Fall ist — der größte Teil seiner Bürger kulturell agnostisch sich verhält, ist sozialpsychologisch noch nicht ergründet. Natürlich war zu früheren Zeiten, prozentual gesehen, der kulturelle Agnostizismus noch viel größer,

<sup>18)</sup> Karin Thomas, a. a. O., S. 4.

da Kunst und Kultur lediglich von einer kleinen Schicht (eben derjenigen, die zur *leisure class* gehörten) konsumiert werden konnten; allerdings hat auch der Triebstau zugenommen; der hohe Pegelstand kollektiver Frustrationsaggressivität in der Industriegesellschaft könnte durch ästhetische Sublimierung reduziert werden.

Ein drittes Mentalitätsmuster verkörpern diejenigen, die Kultur „echt“ rezipieren. Was heißt in diesem Zusammenhang „echt“? Wie lassen sich diejenigen, die damit gemeint sind, erkennen? Wer von denjenigen, die an der Kultur partizipieren, gehört dazu? Wer von den Museums- und Ausstellungsbesuchern, wer von den regelmäßigen oder sporadischen Theaterbesuchern, wer von den Besuchern einer Volkshochschule? Akzeptiert man die Axiomatik affirmativer Kultur, dann sind diejenigen als „echt“-kulturell interessiert einzustufen, die sich durch Kultur in eine transzendierende Stimmungslage versetzen lassen, die sich durch Kultur eine Zeitlang entrückt fühlen in eine bessere, schönere, freiere Welt; die sich durch Kultur zumindest partiell überzeugen lassen, daß eben die Welt des Geistes unerschütterter weiterbesteht. Man sollte eine solche Überzeugung nicht nur ironisieren. Sie kann in der Tat Kraft dazu geben, Probleme des individuellen wie kollektiven Daseins zu bewältigen. Manches von dem, was im Konjunktiv der Kunst erfüllt und erlebt wird, wirkt sich dann doch „irgendwie“ im Indikativ der Realität aus.

Mißt man „echt“ an der Axiomatik der nicht-affirmativen, also der dialektischen Kultur, so sind damit vor allem diejenigen gemeint, die jenseits der Moden und gesellschaftlichen Zwängen Kunstwerke internalisieren, sich auf diese Weise in eine kreative und kritische Unruhe versetzen lassen, aus der heraus sie ihr alltägliches wie berufliches Leben verändert ansehen und gestalten. Die Vokabel „Lebenshilfe“ ist zwar verbraucht; daß Kunst jedoch, indem sie Geist und Empfinden „bewegt“, im Leben „hilft“, wird durch verbale Abnutzungserscheinungen nicht tangiert.

Schließlich sei eine vor allem in den letzten Jahren immer stärker werdende Mentalität erwähnt, die, indem sie den Funktionswert von Kultur allein nach deren Gesellschaftsrelevanz beurteilt, am stärksten vom „gängigen“ Kulturverständnis sich unterscheidet. Kultur ist, von dieser Position aus, die man nur sehr pauschal als „links“ bezeichnen kann; alles, was systemüberwindende oder systemübergreifende Reform bzw. Revolution initiiert und absichert. Solche Demonstrations- und Protest-

kultur verschiebt die Beurteilung von Mitteln und Formen auf die Ziele; „schön“ ist, was die Gesellschaft weiterbringt; was sie weiterbringt, ist die Überwindung des Spätkapitalismus, denn die Herrschaft des Menschen über den Menschen muß aufgehoben werden — dem hat Kunst zu dienen.

Dieses Kulturverständnis attackiert vor allem die Form als leeren Schein; was z. B. bei Gottfried Benn als heroisch empfunden wurde: daß der Mensch seiner Existenz als Existenz im Nichts durch Formalität einen Sinn zu geben vermag („Nichts, aber darüber Glasur“), erscheint hier als spätbürgerlicher Ästhetizismus, der mit dem Alibi der Schönheit über sein humanitäres und soziales Versagen hinwegzutäuschen sucht. Die hedonistische Linke fixiert demgegenüber ihre Position wie folgt:

„Ästhetische Erziehung, Erziehung zur Genußfähigkeit, zu bewußter Sensibilität kann zwar keine Breschen in die Mauer der Unmenschlichkeit schlagen, aber sie kann den Klassenkampf stimulieren und zu Daseins- und Bewußtseinerweiterung führen. Vergessen wir nicht: Bewußte Sensibilität ist potenzierte Sensibilität. Wer nicht fühlen will, will auch nicht denken und umgekehrt. Sensibilität macht nicht nur für Lust, sondern auch für Leid empfänglich. So gehörten die Hedoniker ins Lager der Aufklärung und auf seiten der Unterdrückten, es sei denn, sie begnügen sich damit, Armut als einen ‚schönen Glanz von innen‘ zu verklären und die zerbrochenen Steine der Vergangenheit zu bewundern und zu beweinen. Ästhetische Erziehung wird freilich folgenlos bleiben, wenn sie sich nicht solidarisiert mit den Befreiungskämpfen der Unterdrückten und das wiederum geht nicht ohne Opfer und Risiken.“<sup>19)</sup>

Natürlich treten diese Wertungs- und Mentalitätsmuster dem Kulturverwalter in vielfältiger individueller Ausprägung entgegen, in immer neuen „Mischformen“ — als Stadtrat, Hausfrau, Bürgerversammlungssprecher, Leserbriefschreiber, Student, Theater- und Konzertbesucher; als Verwaltungsvermerk, Feuilleton, Volkesstimme; als direkter und versteckter Angriff, als Intrige und Belobigung. — Geht man mit Kunst auf die Straße, hat man die Musentempler gegen sich; akzeptiert man, daß eine Gesellschaft ohne gewisse Rituale nicht auskommen kann, so erregt dies die Informalisten und Happening-Aktivistinnen.

<sup>19)</sup> Wilfried Gottschald, *Marxismus und Hedonismus*, in: Diethart Kerbs (Hrsg.), *Die hedonistische Linke*, Neuwied und Berlin 1971, S. 19 f.

Bei seinem Amtsantritt in Frankfurt hat Hilmar Hoffmann gefordert, daß verantwortliche Kulturpolitik sich selbst neu definieren müsse: „Nicht nur auf der Folie einer angeblich bewährten Bildungsnomenklatur, sondern auf dem Prospekt dessen, was der einzelne braucht, um sein Leben selbständig zu gestalten und entsprechend seinem so gewonnenen besseren Verständnis zu handeln. Damit ihre gegenüber jedem einzelnen der Gesellschaft übernommene Verpflichtung keine angemessene sei, muß ihm das Optimum an Information verschafft werden, um ihn schließlich zu selektiven Entscheidungen darüber zu befähigen, was er sich vom kulturellen Fortschritt aneignen will, wobei Fortschritt keinen Wert an sich darstellt. Diese Aufgabe kann sich nicht erschöpfen in einer die breiteste Teilnahme sichernden Administration. Vielmehr müssen die Inhalte dessen, was vermittelt und wie sie vermittelt werden sollen, neu artikuliert werden. Moderne Kulturpolitik hat ihren öffentlichen Auftrag so zu verstehen, daß sie im Katalog der Erfordernisse für das Einrichten der Zukunft auch alle (gesellschaftlich relevanten) Leistungen zum kommunalen Kulturleben, oder was dies idealerweise sein könnte, berücksichtigt. Ferner wird sie gegen das nicht selten altertümliche kulturelle Repräsentationsbe-

dürfnis der Gemeinden Alternativen entwickeln.“<sup>20)</sup> Transponiert man diese vernünftigen Zielsetzungen in die Alltagspraxis, z. B. einer Bürgerversammlung, wird man auf weitgehendes Mißverständnis oder Unverständnis stoßen. Man will dort gar nicht die Demokratisierung und Dynamisierung der Kultur, da geistige und seelische Unruhe dem eigenen Ich ein Stück Saturiertheit wegnimmt; den meisten genügt, wenn die Kultur „da droben“ (irgendwo) vorhanden ist.

Wenn man Kultur subventioniert, muß man sich fragen, wen und was man damit subventioniert. Aus dem Potpourri der Argumente pro und contra: Pluralistisches Programm — Warenhaus bürgerlicher Kultur! Revolutionäre Sensibilisierung — Verfassungsfeindlichkeit! Förderung der Avantgarde — Verschleuderung der Steuergelder! Fortführung der Tradition — Stillstand im Fortschritt! Unterstützung neuer Strömungen — Konkurrenz und „natürliche Auslese“! Volkspädagogischer Auftrag — Vergnügen kleiner Minderheiten! Was kann, soll, muß, darf man subventionieren! Und was nicht? Ist nur ernste Kunst subventionsfähig, muß sich das Heitere selbst finanzieren? Wo endet „Erbaueung“, und wo beginnt das Amusement?

## VII. Kunst — Arbeit oder Spiel?

Wer in all dem Fragen und Probleme sieht, wurde kürzlich von Bazon Brock eines Besseren belehrt<sup>21)</sup>. Der „hoffnungsfroh gestimmten Klientel der Kulturpolitiker“ sei zu sagen, daß sie auch im Bereich kultureller Hervorbringungen nichts anderes erwarte als Arbeit. Statt dessen würde die Kulturpolitik vor allem den Sprachdruck der Öffentlichkeit verstärken. Mit dem Sprachdruck der Öffentlichkeit werde z. B. gefordert, daß jeder mitbeteiligt sein solle — mitbeteiligt an Kunst und Literatur, an Schauspiel und Oper, an Musik und Tanz. Was das aber sei, werde entweder mit dem alten öffentlichen Sprachdruck als das Schöpferische oder in einem neuen Sprachdruck als Selbstentfaltung des Menschen gepriesen. Jede praktische Durchführung kulturpolitisch ermöglichten Mitmachens lasse aber gerade diese Bestimmungen zu Klischees werden, da eigene Selbstverwirklichung eben nicht die von Künstlern sein kann.

<sup>20)</sup> Zit. nach Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. 12. 1970.

<sup>21)</sup> Bazon Brock, Betrug mit schönem Schein. Ist Kultur zum Vergnügen da?, in: Deutsche Zeitung/Christ und Welt, 26. 5. 1971.

Ein Kulturpolitiker wolle jedoch etwas zu bieten haben, das Spaß mache, Entlastung bringe, Bereicherung, Verschönerung und Befreiung, was nun gerade aus den Produktionen von nicht ganz verblödeten Künstlern beim besten Willen nicht herauszuholen wäre. Kulturpolitiker wagten es nicht, der arbeitenden Bevölkerung zu ihrem Tagesgeschäft auch noch die Anstrengung des kulturellen Feierabends zuzumuten. Kultur sei nicht zum Vergnügen da. Doch praktiziere man den Betrug mit dem schönen Schein. Lediglich in der Kunst rücke man vom Leistungsprinzip ab.

Bazon Brock, der nicht-normative Ästhetik lehrt, stärkt damit den Rücken einer Kulturverwaltung, die es den Kulturkonsumenten nicht leicht macht. Wie viele Operetten trägt ein Spielplan im subventionierten Theater? Darf man sich noch an Tafelbildern erfreuen? — Kunst ist, was schwer ist und schwerfällt. Kunst ist überflüssig, wenn sie vergnügt. Die weitgehend humorlosen Kultur-Rigoristen sind freilich auch, in anderer Form, hedonistisch. Sie vergnügen sich an ihrem Nichtvergnügen; sie genießen ihre Genußlosigkeit.

keit. — Wenn Bazon Brock in seinem audiovisuellen Vorwort zur „documenta 72“ Aufklärungsarbeit leistet, seine Ästhetik im Konzentrat optisch aufblättert, die den Zugang zur modernen Kunst erleichtern will, so legt er es darauf an, es den „Schülern“ schwer zu machen. Plausibilität gilt nicht. Der Kommentar ist alles. Wären die Orientierungshilfen eingängig, würde man den Zugang erleichtern, verfielen man der kulturverwalterischen Leichtfertigkeit. Also muß man das, was als Verständnishilfe gedacht ist, „beschweren“, damit dadurch die Seriosität der Kunst, eben Arbeit zu sein, nicht leidet.

Dagegen kann man schon in Friedrich Schillers Ästhetik nachlesen, daß es die besondere Leistung eben der Kunst ist, die Schwerkraft der Arbeit, die durchaus den Entstehungsprozeß von Kunst kennzeichnet, im Produkt aufzuheben, so daß derjenige, der das Produkt entgegennimmt, bereits den befreiten Zustand des Objektes zu erleben und zu genießen vermag. Im Spielerischen der Kunst ist die Erinnerung an den Arbeitsprozeß „aufgehoben“ — in dem Sinne, die Hegel diesem Begriff gegeben hat: als Erhaltung, Enthebung und Emporhebung. Wer also in der Kunst das qualitativ Andere (etwas anderes als Arbeit zu sein) sieht, verfällt nicht dem Schein, sondern ergreift (begreift) die Eigenart der Sublimierung.

„Spiel“ wird häufig als Kontrastbegriff zu Leistung empfunden. Der Leistungsbegriff ist dabei a priori mit negativen Vorzeichen versehen: Leistung gilt als Repression, als Zwang, als eine Last, die der eigentlichen menschlichen Entwicklungslinie zuwiderlaufe; Spiel dagegen als eine in Freiheit und mit Lust sich vollziehende Betätigung, als Befreiung von Schwerkraft und Wahrung von Identität. Arbeit sei Entfremdungsprozeß, das Spiel die Rückkehr zum Erlebnis der Nicht-Entfremdung. Die Faszination des Spielbegriffs für unsere Zeit besteht vor allem darin, daß mit ihm innerhalb der sehr stark leistungsorientierten Industriegesellschaft die Zwänge aufgehoben scheinen. In der Tat ließe sich in vielen Bereichen und Fällen Arbeit spielerischer als bisher gestalten, mit stärkerer Lustbesetzung und größerer Zwanglosigkeit durchführen. Ein Musterbeispiel hierfür ist die Schule, die im Augenblick vorwiegend auf zwanghaftes Lernen ausgerichtet ist. Die Entwicklung einer Spieldidaktik, die Bereitschaft, Lernen durch Gratifikationen zu fördern und nicht mit Sanktionen zu belegen, würde viele der Frustrationen überflüssig machen, die heute durch Erziehungsprozesse hervorgerufen werden.

Spiel ist nur möglich, wenn Spielregeln akzeptiert werden und ein Spielraum besteht. Der Spielbegriff ersetzt nicht Leistung durch Anarchie, sondern Autorität (und Charisma) durch Kompetenz; wobei unter Kompetenz die befragte und befragbare Autorität verstanden werden soll. Der Lehrer etwa, als Spielregler, Moderator, könnte aus solchem neuen Rollenverhältnis heraus wesentlich dazu beitragen, daß die negativen Aspekte des Leistungsbegriffs zurückgedrängt würden.

Die anderen Bereiche der modernen Gesellschaft wären gleichermaßen unter dem Vorzeichen des Spielerischen neu zu strukturieren und zu revidieren; etwa die Verwaltung, die Wirtschaft, die Politik. Das Arbeiten im Team gehört genauso dazu wie die Bereitschaft, Wahrheit als „Redaktionsschluß“ zu begreifen, als eine Kombination von augenblicklich gegebenen Daten, die fortgeschrieben und neu kombiniert werden können und müssen. Solche Relativierung darf selbstverständlich nicht die axiomatischen Setzungen und Sätze aufheben, die Spiel, spielerische Haltung und Spielraum bestimmen: daß nämlich der Mensch ein sozial-kommunikatives Wesen ist; ein sich fortschreibendes, fortentwerfendes, sich verunsicherndes Wesen; ein sich informierendes, sich aufklärendes, sich aus der Unmündigkeit befreiendes Wesen; ein sich entfaltendes, Zwängen entgegenstehendes, nicht-repressives Wesen. Solche Soll-Setzungen sind dem pluralistischen Konsens durchaus zugänglich. Man kann sie als „urban“ bezeichnen, da sie im besonderen den Monostrukturen der Provinz (des Provinzialismus), der Stereotypie und Ideologie der Hinterwelt, entgegenstehen. Spiel und Spielraum sind demnach nichts „Unverbindliches“, „Beliebiges“, sondern eine der demokratischen Gesellschaft besonders entsprechende moralische Haltung, von der Schiller meint:

„Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustand der moralische sich entwickeln kann. ... Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.“<sup>22)</sup>

<sup>22)</sup> Friedrich Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Sämtliche Werke, Leipzig, Wien, Teschen 1870, S. 737 ff.

Organisierte Zwänge schaffen sich gerne die „Kunstform“ des Rituals. Nach Diethard Kerbs<sup>23)</sup> ist das Ritual erkennbar:

1. an seinem Handlungscharakter, an seiner mehr oder minder ausgeprägten Dramatik;

2. an seiner Regelmäßigkeit, d. h. an den standardisierten Formen, die eine Wiederholung des gleichen Handlungsablaufs ermöglichen;

3. an seinem Inszeniertsein und d. h. auch daran, daß es stets eine Instanz gibt, die das rituelle Geschehen und seinen „würdigen“ Verlauf kontrollierend in der Hand hat: den Regisseur oder Zeremonienmeister (der freilich auch ein von den Teilnehmern verinnerlichter sein kann);

4. an dem seelischen Druck, den es auf seine Teilnehmer ausübt, der sich je nachdem als Angst oder auch nur als Befangenheit aktualisiert, woraus dann der Drang resultiert, etwas Bestimmtes zu tun oder nicht zu tun;

5. an seinem integrativen Sog, der alle Teilnehmer in das Ritual hineinziehen, d. h. in die rituelle Gemeinschaft einbeziehen will;

6. an der sozialen Resonanz, die sich z. B. im Zuweisen von Rollen oder im Verhängen von Sanktionen äußert, und schließlich

7. daran, daß es Konflikte zwischen den Teilnehmern neutralisiert, verdeckt und verschiebt. Rituale lassen sich besonders bei solchen Gesellschaften oder sozialen Gruppen finden, die unter direktem oder indirektem äußeren Druck stehen, die einer Bedrohung standhalten müssen, die — was häufig damit verbunden ist — Mangel leiden und Entbehrung auf sich nehmen, die sich der Erfüllung vitaler Bedürfnisse versagen müssen oder wollen (also häufig auch unter innerem Druck stehen), und die kein besonders hohes Reflexionsniveau haben (über kein hinreichend kritisches Denken verfügen, deren „Intellektualitätsspiegel“ relativ niedrig ist).

Das Spiel und das Spielerische prägen die Gegenposition zum Ritual. Spiel ist zwar auch ein nach Regeln ablaufendes, wiederholbares, inszeniertes Geschehen, aber anders als das Ritual hat es seinen Zweck nicht außerhalb, sondern in sich selbst. Während das Ritual der Umfunktionierung von psychischem Druck dient, wird im Spiel die Entlastung von psychischem Druck realisiert. Im Ritual werden

die Teilnehmer gebunden, gebannt, verpflichtet; im Spiel werden sie gelockert, befreit, erlöst. „Spielerische“ Ironie etwa zerstört nicht das Gefühl, wohl aber den Absolutheitsanspruch der Emotion.

Schließlich impliziert der Begriff des Spiels eine bestimmte Form der Aktion — einer Aktion, die, kybernetisch gesprochen, als Folge-regelung sich vollzieht, die aus sich selbst heraus immer wieder ihre Zielsetzungen produziert, also nicht als außen-gesteuerte Betätigung abläuft. Diese spielerische Aktion erleichtert Simulationen: das „Durchspielen“ alternativer Denk-, Empfindungs- und Handlungsmuster. Spielerische Haltung entzieht sich dem Konformitätsdruck, indem sie Variabilität von vornherein postuliert. Da das Spiel das „Zufällige“, Aleatorische essentiell enthält, stellt es ein starkes Gegengewicht zur Stereotypisierung dar.

Eine Didaktik der Aktion, die den Postulaten des Spielerischen entspringt und nicht in ritualisierten Aktivismus abgeleitet, dient auch dazu, nicht-affirmative Kultur zu internalisieren. Kultur wird dann empfunden als etwas, das man tut, und nicht als etwas, das man den Menschen antut. Die in der spielerischen Aktion sich vollziehende Entideologisierung und Entmythologisierung bedient sich der Provokation, um Lernprozesse hervorzurufen. Der Reflex (die Reaktion auf Vorgegebenes) soll in Reflexion, in das Bedenken neuer Möglichkeiten, übergeleitet werden. Die unter dem Druck von Systemzwängen sich aufbauende Aggressivität soll sublimiert und durch Sozialisation, durch die Freude am anderen, ersetzt werden.

Kulturpolitik und Kulturverwaltung sollten in diesem Sinne spielerisch-aktiv sich verhalten, also für stete Provokationen (zur Einleitung von Lernprozessen), für Reflexion, für Spielräume der freien Entfaltung jenseits vorgegebener Zwänge und für Kommunikation sowie Sozialisation sorgen. Die einzelnen kulturellen Einrichtungen wären nach diesen Kriterien zu prüfen und entsprechend zu verbessern. Dabei sollte man sich leiten lassen von experimenteller Sensibilität — auf der Basis aleatorischen „Probierens“; von der Bereitschaft zur Veränderung anstelle der Perpetuierung des „Unwandelbaren“, sei es als Tradition oder Mythos oder Stereotypie.

Im vorherrschenden Bewußtsein sind Problemforschung und Problemvisualisierung mit dem Odium des Schwierigen und Schweren behaftet. Das Kulinarische gilt uns als das „Leichte“, während es gerade wegen seines „Absättigungscharakters“ den Menschen belastet. Denkkraft und Denkaufwand gelten als

<sup>23)</sup> Das Ritual und das Spiel. Bemerkungen über die politische Relevanz des Ästhetischen, in: D. Kerbs (Hrsg.), Die hedonistische Linke, a. a. O., S. 25 ff.



lustlos und mühevoll, der Geist erscheint als Widersacher der Seele. Eine Auffassung, die das Spielerische als geistiges Vergnügen an der Dialektik begreift, da eben der Mensch erst ganz Mensch ist, wenn er in der Motorik von Widersprüchen sich bewegt, wird somit

in einer Kunst, die der Problemvisualisierung dient und das Kulinarische überwindet, eine durchaus spielerische Kunst empfinden können. Bazon Brock irrt, wenn er Kunst und Arbeit miteinander verknüpft; Kunst und Spiel lautet die Losung!

## VIII. Die Stadt als Kulturlandschaft

Kulturarbeit hat ihren Schwerpunkt in der Stadt. In welcher Stadt? Für welche Stadt? — Stadtluft macht nicht mehr frei! Ein solcher Pessimismus ist heute bei Soziologen, Sozialpsychologen und Urbanistikern weit verbreitet. Alexander Mitscherlich gab diesem Unbehagen Ausdruck, in dem er von der „Unwirtlichkeit unserer Städte“ sprach. Die Ballungsräume verdichten sich weiter; die Umweltverschmutzung verschlechtert die Lebensbedingungen; die Entfernung von sinnvoller Arbeit wächst; die beruflichen und institutionellen Zwänge verschärfen sich; die abnehmende Identifikation mit der beruflichen Tätigkeit bei zunehmender Freizeit bewirken Frustrationen; die Überfütterung mit Information überfordert den einzelnen, es wachsen die Möglichkeiten der Manipulation.

In einem Vortrag hat kürzlich John Kenneth Galbraith die Misere der Stadt zurückgeführt auf ihre Ökonomisierung: „Mit der industriellen Revolution wurde die Städteplanung, insbesondere in Großbritannien und den USA, liberalisiert, dezentralisiert, säkularisiert. Aus der patriarchalischen Stadt wurde die ökonomische Stadt. Diese Art von Stadt reflektierte nicht mehr eine Person, eine Dynastie oder ein Gemeinwesen; sie wurde zur Arena der industriellen Entfaltung. Die Bodennutzung vollzog sich nicht mehr, nicht einmal ansatzweise, im Rahmen eines Gesamtplanes; und die Architektur ordnete sich nicht länger ganzheitlichen Entwürfen unter. Beider Stellenwert bemaß sich nur noch danach, ob sie der ökonomischen Funktion dienten und welchen wirtschaftlichen Nutzen sie stifteten. Kriterium war nicht mehr Schönheit, sondern Zweckmäßigkeit. Privates Eigentum an Grund und Boden wurde zur Selbstverständlichkeit; ebenso selbstverständlich wurde, daß der Eigentümer seinen Grund in der Weise verwendete, die den höchsten ökonomischen Nutzen erbrachte. Maximaler Profit wurde zum Maßstab aller Dinge. Wer dieses Prinzip in Frage stellte, hatte sehr bald das Gesetz gegen sich. In den meisten durch die Industrie bestimmten Städten reichten die gesetzlichen Handhaben nicht einmal aus, die Anlieger vor Belästigungen zu schüt-

zen, die sich aus der gewinnbringendsten Tätigkeit ergaben. . . . Erfolg und Ansehen einer Gemeinde waren Erfolg und Ansehen ihrer Industrie. Die beste Stadt war die, die am fleißigsten war, am schnellsten wuchs, den größten Zuwachs an Bankabrechnungen, Wagenladungen oder — mit wachsendem sozialen Bewußtsein — in der Entwicklung ihres Arbeitsmarktes vorweisen konnte. Es wäre geradezu exzentrisch gewesen, auch noch Ansprüche an ihre Schönheit zu stellen. Diese Schönheit fand ihren zureichenden Ausdruck . . . in hohen Bürotürmen, in neuen Bauprojekten und dampfenden Zügen. . . . In der ökonomischen Stadt finden wir somit die Ursprünge nahezu aller Probleme, die die moderne urbane Existenz heute kennzeichnen.“<sup>24)</sup>

Eine Stadt, in der sich der Mensch wieder wohl fühlt, nämlich wohl fühlt als kommunikatives, sich sozialisierendes Wesen, bezeichnet Galbraith als „nachökonomische Stadt“. Der Weg von Profitopolis zu Metropolis darf nicht ein Weg der Regression sein, eines Zurückfallens auf die feudal-ästhetische Stadt (Beispiele Venedig, Florenz); die Errungenschaften und Erkenntnisse einer demokratisierten Gesellschaft sind einzubringen und zu verbinden mit ästhetischer Erziehung, die aus der Stadt eine „Spielstadt“ macht. Die „gerettete Stadt“ ist die wirtschaftliche Stadt, die Arbeit, Freizeit und Wohnen zu verbinden und damit industrielle und urbane Ziele zu vereinigen weiß. Die Stofflichkeit des Ökonomischen läßt sich nicht verdrängen, da man sonst der Stadt die Basis ihrer Existenz entziehen würde. Es kommt jedoch darauf an, diese Stofflichkeit zu sublimieren und eine organische Stadt in einem modernen Industriesystem zu schaffen.

Wachstum und Erfolg einer Stadt werden in Zukunft entscheidend vom Wohlbefinden und Behagen der Bürger abhängen. Die nachökonomische Stadt ist eine ästhetische Stadt. Damit der Mensch in der Stadt sich selbst ver-

<sup>24)</sup> John Kenneth Galbraith, Die Zukunft der Städte im modernen Industriesystem — Konzept der Organischen Stadt, in: Rettet unsere Städte jetzt, Stuttgart 1971, S. 13 ff.

wirklichen kann, muß er „Umgebungen“ (Topographien) vorfinden, die eine menschengerechte Entwicklung ermöglichen. Organische Stadtkerne statt unstrukturierter Zonen baulicher Verdichtung, Kommunikation statt Vereinzelung, Spielraum statt Zwängen, Reflexion statt bloßer Anpassung und oberflächlicher Ablenkung — mit solchen programmatischen Sätzen hat jüngst ein Arbeitsausschuß des „Deutschen Städtetags“ eine Standortbestimmung von Kulturpolitik in der nachökonomischen Stadt versucht. Programmatische Sätze sind wichtig, da nach Kant die Praxis häufig deswegen so schlecht ist, weil die Theorie fehlt. Programmatische Sätze sind gefährlich, da durch sie häufig die Bereitschaft zum Handeln in den Theoriehimmel hinwegkatapultiert wird und alles beim alten, bei der alten Praxis, bleibt. Der „Kompromiß“ zwischen Theorie und Praxis sollte in ständigem Feedback bestehen: als ein allmähliches Verfertigen der Konzeption beim Handeln. Gefordert wird damit die futurologische Vernunft, die auch im kulturellen Bereich durch das Experiment immer ein Stück Zukunft voraus aufklärt und damit den Menschen von dem Druck entlastet, nicht zu wissen, wohin die Reise geht.

Eine Topographie urbaner Kultur, d. h. einer Kultur, die sich gesellschaftsrelevanter Ästhetik verpflichtet fühlt, sollte als Orts- und Lagebeschreibung in einem konkreten und übertragenen Sinne verstanden werden. Es geht sowohl um den topogenen wie strukturellen Aspekt.

## 1. Kultur in Zentren

Die Vokabel „Kulturzentrum“ übt eine geradezu magische Wirkung aus. Vordergründig geht es um organisatorische Zusammenfügung; die kulturellen Institutionen liegen dicht beieinander; es können sich so günstige Formen der Kooperation zwischen Ausstellung und Theater, Bibliothek und Museum ergeben. Mit örtlicher Zuordnung ist es jedoch nicht getan; häufig bleiben in den Kulturzentren die einzelnen Sparten säuberlich voneinander getrennt: Wenn die Bibliotheken schließen, öffnen die Theater. Immerhin „beruhigt“ der „Insel“-Charakter: eingesprengt in die Unrast und Hektik der modernen kommerzialisierten Stadt „atmet“ man im Zentrum kulturell auf, glücklich darüber, daß hier andere Gesetze als in Profitopolis gelten. In diesem Sinne hat die Zentrums-idee in den USA bis zu einem bestimmten Umfange Alibifunktion; sie täuscht vor, was die Riesenstädte kaum mehr zu bie-

ten vermögen: Sozialisation und Kommunikation. Die Zentren sind Tabuzonen; sie werden in der Tat weitgehend als solche beachtet und geachtet, selbst in Stadtgebieten, die „ver-slumt“ und kriminalisiert sind.

Was heute in der Kulturpolitik unter dem Begriff „Zentrum“ diskutiert wird, meint nicht Addition, sondern Integration — interdisziplinäre Zusammenarbeit, die zu neuen Formen der Kreativität zu führen vermag. In Zentren können die audiovisuellen Medien bildungsökonomisch rentabel zur Verfügung gestellt werden; diese sind im besonderen Maße dazu prädestiniert, die elitären Schranken im Bildungsbereich abzubauen zu helfen. Hilmar Hoffmann, der sich für die Einrichtung von Kommunikations- bzw. Medienzentren besonders engagiert, stellt zur theoretischen Fundierung der Zentrums-idee fest: „Verantwortliche Kulturpolitik kann sich konsequenterweise nur mehr in Initiativen beglaubigen, die im Entwurf langfristiger Bildungsplanungen die totale Verfügbarkeit alles dessen — und dies für alle Bürger — gewährleistet, was unter der Gütemarke Kultur für die Bildungsarbeit wesentlich ist, und daß heißt: Alles, was den Prozeß kritischer Meinungsbildung vorantreiben hilft, die Ubereignung von Wissen und das Erkennen von Informationswerten, um in deren Summe Zusammenhänge und Kausalitäten zu begreifen. ... Insbesondere die audiovisuellen Medien sind methodisch für Lehrende und Lernende so differenziert wie möglich zu entwickeln, und zwar für jede der voneinander qualitativ und tendenziell unterschiedenen Institutionen und innerhalb dieser für unterschiedliche Voraussetzungen sowohl der Lernpflichtigen wie der freiwillig Lernenden. In der Attraktion medienspezifischer Aufbereitung haben sie über das sinnliche Wahrnehmungsvermögen des Rezipienten die größere Chance, alles für den Lernprozeß notwendige Material nachhaltig wirksam ins Bewußtsein zu bringen. Das audiovisuelle Kommunikations-Zentrum empfiehlt sich für die Optimierung dieser Forderung als Lösung, aber sie ist keineswegs die einzig mögliche.“<sup>25)</sup>

Im Medienzentrum sollten u. a. zur Verfügung stehen: „externes“ und internes Fernsehen (closed-circuit-system), Mediotheken mit einem reichhaltigen Angebot an Schallplatten, Tonbändern, Dias, Filmen, Kassetten, ferner Sprachlabors, Lehr- und Lernmaschinen, Studios für Selbstproduktion, Spiel- und Aktionsräume, Workshops, ‚art-labs‘ für medien- und

<sup>25)</sup> Hilmar Hoffmann, Medienzentren im Dienste kommunaler Kulturarbeit. Arbeitspapier Evangelische Akademie Loccum, 1972.

kunstexperimentelle Tätigkeit; außerdem sollte auch der Anschluß an Datenbanken gegeben sein.

Mit Recht weist Hoffmann darauf hin, daß die Medienzentren der Zukunft nicht als Supermarkt audiovisueller Bildungsmittel gedacht sind. Sie wollen vielmehr den ständig kumulierenden Wissensstoff und das tägliche Mehr an Information auf möglichst anschauliche, d. h. „lernbequeme“ Weise vermitteln, die Aufnahmebereitschaft und Aufnahmekapazität steigern und so einen Sublimierungszuwachs ermöglichen.

## 2. Kultur als Spielort

Einige theoretische Hinweise zu Spiel und Spielraum wurden bereits gegeben. In Zusammenhang mit dem „aktiven Lernen“ sei auf die Bedeutung von Simulationsverfahren hingewiesen. Im topogenen Sinne meint „Spielort“ vor allem Einrichtungen, die eine informelle Begegnung ermöglichen und Kreativität, ein „Mitmachen“ bewirken. Die Einrichtung von Spiel- und Aktionsräumen, der „Spielstraße“ bei den Olympischen Spielen und anderer ähnlicher Versuche (z. B. der „Fabrik“ in Hamburg-Altona) zielt darauf, die Trennung von Produzent und Rezipient im künstlerisch-kulturellen Bereich zu überwinden. Die traditionellen Kultureinrichtungen sind häufig zu sehr ritualisiert, somit kaum in der Lage, die gewünschte Aktivierung hervorzurufen.

Freilich besteht die Gefahr, daß kulturelle „Spielorte“ zum Rummelplatz werden und statt einer Didaktik aktiver Rezeption „Aktionismus“ vorherrscht, die nicht „psychosomatische Reflexion“, sondern lediglich Abreaktion fördert. Geistige Aktivierung muß zudem nicht jeweils gleich von physischer Motorik begleitet sein. Das „epische Theater“ Brechts z. B. versucht ebenfalls die Passivität (das zurücklehrende Genießen) zugunsten aktiven Mitdenkens zu überwinden, ohne daß deshalb Gruppen-eurythmie notwendig wäre. Dennoch dürfte feststehen, daß Kulturpolitik viel mehr als bislang ihr Augenmerk auf die Entwicklung und Strukturierung von Spielorten zu richten hätte, die in Gegensteuerung zum sowohl rituellen als auch musealen Kulturkonsum Partizipation ermöglichen.

Aufs Theater bezogen, ist es dabei sicher leichter, das Schauspiel zu entritualisieren (wie es etwa der Schaubühne am Halleschen Ufer in Berlin mit Hilfe der Konzeption eines totalen Raumtheaters gelungen ist), als die Oper, die als Kunstgattung besonders hoffnungslos affir-

mativer Kultur verflochten ist, „aufzulockern“. — Neugeburt des Theaters aus dem Geiste des „Informellen“? Nach einer weltweiten Krise kann man feststellen, daß das „Spielerische“ in seiner ganzen Wirkungskraft sich wieder durchzusetzen beginnt. Ob dabei weiterführende Impulse aus den verbürokratisierten und subventionierten Stadttheatern kommen können, muß abgewartet werden. Bislang vollzieht sich eine Erneuerung vor allem dort, wo Ensembles sich als „Truppe“ begreifen, Starkult und Showbusiness, aber auch die Subventionstheateroutine abgelöst sind durch den Impetus kollektiver Leistung. — Dem Subventionstheater wird deshalb keineswegs die Berechtigung abgesprochen; nur durch Subventionen sind beim augenblicklichen Stand des Bewußtseins und Geschmacks auf breiter Basis künstlerische und kulturelle Innovationen möglich; fielen sie völlig weg, grassierte die Produktion kulinarischer Geistlosigkeit. Kulturpolitik und Kulturverwaltung sollten jedoch mehr als bislang die Aktivitäten stützen und unterstützen, die dem Charakter der „Truppe“ sich annähern und den Mut zur Improvisation und informeller Arbeit haben. In dieser Hinsicht, nicht was die ökonomischen Implikationen betrifft, kann das System des Off- und Off-off-Broadway-Theaters kulturpolitische Anregungen vermitteln.

Kultur als Spielort: ein solcher Topos wird auch von großer Bedeutung für die Lösung der Freizeitproblematik sein — gilt es doch, das Vakuum sinnentleerten Genusses mit spielerischem Vergnügen zu „erfüllen“, damit die Entfremdung, zumindest im Bereich „freier“ Zeit, zurückgenommen werden kann. Die Fragen, die durch die „Freizeitgesellschaft“ aufgeworfen werden, sind in der Praxis von Kulturverwaltung bislang verhältnismäßig wenig beachtet worden. Neuerdings beginnt man in großen Städten damit, eigene Freizeitreferate zu bilden bzw. Dienststellen mit entsprechenden koordinierenden Aufgaben zu betrauen.

Freizeitgesellschaft bedeutet: Verkürzung der Arbeitszeit zugunsten von freier Zeit; Verteilung von Freizeit auf alle Bereiche und Schichten. Freizeit erfährt eine Sozialisierung und Demokratisierung. Die Trennung zwischen Arbeitszeit und Freizeit tritt jedoch häufig nicht ein, da entfremdete Arbeit auch Freizeit mit strukturiert, so daß von einer „freien“ Zeit nicht gesprochen werden kann. Kulturpolitik und Kulturverwaltung müssen überlegen, welches kulturelle „Angebot“ dem Menschen dazu verhelfen kann, Freizeit in Freiheit zu nützen. Im besonderen kommt es darauf an, im „Kreativitätstraining“ die schöpferische Kraft und Phantasie des Menschen anzuspre-

chen und zu aktivieren. Freizeit in diesem freiheitlichen Sinne würde bedeuten, daß der Mensch mit der Loslösung von der Arbeit den Bereich der Notwendigkeiten und Reglementierungen, der Zwänge und Pflichten verläßt und im „Spielort“ zu sich findet. Wieweit eine Gesellschaft der Gesamtheit ihrer Mitglieder solchen „Spielraum“ zu geben vermag — auf der Basis einer gerechten Verteilung der Güter —, bestimmt auch das Maß der in ihr sich ereignenden Freiheit. Der autoritäre bzw. totalitäre Staat muß die Freizeit manipulieren, um Freiheit zu verhindern; mit dem Griff nach der Freiheit wird zwangsläufig auch der Spielraum der Freizeit usurpiert.

Die Gefahr freiheitlicher Freizeit besteht darin, daß mit ihr evtl. ein Alibi für die Repressionen der Arbeitswelt geschaffen wird. Eine Gesellschaft, die Freizeit und Arbeitszeit radikal trennt, so daß die Tugenden, die den „Freizeitmenschen“ charakterisieren, im Arbeitsprozeß nicht nur keine Rolle spielen, sondern als hinderlich sich erweisen, fördert eine gesellschaftspolitische Schizophrenie, die weder das Freizeit-, noch das Arbeitszeitverhalten humanisieren kann. Das emanzipatorische Fernziel wäre somit, die in der Leistungsgesellschaft sich ergebende Trennung zwischen Arbeitszeit und Freizeit wieder aufzuheben, so daß der Mensch sowohl im Arbeits- wie im Freizeitbereich gleichermaßen als Mensch sich artikulieren und betätigen könnte — im Zeichen einer „libidinösen Moral“.

Wie Sebastian de Grazia in einer Studie <sup>26)</sup> feststellt, sind Frieden und Wohlstand gefährdet, wenn ein Land nicht weiß, was es mit seiner Muße anfangen soll. Während früher Muße zwangsläufig aufgrund der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit der elitären Schicht (leisure class) verknüpft war, ermöglichen es der Demokratisierungs- und Sozialisierungsprozeß, vor allem auch die Automation, Demokratie und Muße zu vereinen. Während früher „Freiheit von der Notwendigkeit“ dem industriellen System, das in Hinblick auf seine Produktionsziele der Arbeitsideologie bedurfte, widersprach, ist heute Public Happiness, ein neues „goldenes Zeitalter“ im Rahmen einer Überflußgesellschaft, möglich. Grundlage hierfür ist der „ästhetische Staat“, der all die Sublimierungsmöglichkeiten, die eine Freizeitgesellschaft zu ihrer Humanisierung bedarf, zu schaffen bereit und in der Lage ist. Solche Zukunftshoffnung darf nicht mit einem Paradis à la Tahiti, in das sich die durch Neurosen und Psychosen geplagte Menschheit gerne hineinprojiziert, verwechselt werden. Der „ästheti-

sche Staat“ basiert auf einer *education permanente*; er bedient sich des dialogischen Prinzips; er bedarf einer Architektur, die mit Hilfe offener Strukturen Mobilität ermöglicht, die nicht mit Hilfe von Funktionalismus und Perfektionismus die Wirklichkeit und Heimeligkeit aus dem Leben und dem „Hausen“ des Menschen vertreibt. Eine dynamische Gesellschaft, die das Lernen des Lernens anstrebt, statt etablierte Bildungstoffe sich oktroyieren zu lassen; die Ordnungen schaffen will, statt in Ordnungen sich zu fügen; die Verhaltensweisen praktiziert, statt feste Verhältnisse zu akzeptieren; die also nicht „affirmativ“ sich verhält, nicht bestehende Zustände bejaht, sondern dialektisch sich weiterentwickelt; die der Autorität mißtraut und dafür die Kompetenz einsetzt — eine solche Gesellschaft wird, indem sie Freizeit schafft, auch Freiheit im humanen Sinne ermöglichen.

Wer heute die Forderung nach einer „ästhetischen Erziehung des Menschen“ aufstellt, die auf vielfältige Weise methodisch, didaktisch und etatmäßig zu verwirklichen wäre, wird von den Manipulatoren und Managern der Macht genauso wenig ernstgenommen, wie von dem überwiegenden Teil der öffentlichen Meinung. Man begreift nicht oder zu wenig, daß es z. B. eine Pflichtaufgabe des Staates zu sein hat, die Bürger für den Gebrauch der Freizeit vorzubereiten, weil sie auf diese Weise wiederum zu „besseren Bürgern“ werden und damit auch einen besseren Staat schaffen helfen. Soziologen und Psychologen, Pädagogen und Politologen, Anthropologen, Künstler, Architekten, Formgestalter, Städteplaner — interdisziplinäre Teams — sind aufgerufen, Konzeptionen zu erarbeiten, deren Ziel ein doppeltes zu sein hat: einerseits sind „Gefäße“ zu schaffen, in denen Freizeit Form gewinnen kann; andererseits ist der Spielort (Spielraum) vor dem Konsumdruck zu schützen, da sonst Zwangshaftigkeit, wenn auch auf sanfte, verführerische Weise, wieder einzieht.

### 3. Kulturelle Ubiquität

Kulturelle „Allgegenwart“, bzw. — realistisch formuliert — „Gegenwärtigkeit an vielen Orten“: diese Feststellung scheint zunächst der Zentren-Idee zu widersprechen. Es handelt sich jedoch um ein komplementäres Prinzip. So wie in bestimmten Bereichen Zentralisation notwendig ist, muß in anderen dezentralisiert werden. „Kultur an vielen Orten“ — das heißt „Straßenkunst“ (in einem konkreten wie übertragenen Sinne): Künstler, die auf der Straße arbeiten und agieren, etwa Plastiken öffent-

<sup>26)</sup> Of Time, Work und Leisure, New York 1962.

lich anfertigen; künstlerisch orientierte Stadtfeste (wie sie zum Beispiel Hannover und Wuppertal versuchten); Straßentheater. Wir sind daran gewöhnt, daß Menschen sich Fernsehübertragungen, etwa von sportlichen Ereignissen, auf der Straße vor einem Fernsehschirm ansehen, und daß aller Orten Werbung betrieben wird. Warum sollte man nicht in Analogie dazu auch eine kulturelle Ubiquität anstreben? Warum sollen nur Plakate über Konsumgüter aufgehängt werden, warum nicht auch künstlerische Siebdrucke? Sicherlich wirkt bei solchen Überlegungen eine gewisse romantische Vorstellung von Urbanität mit, doch haben einige Experimente gezeigt, daß „Straßenkunst“ durchaus „ankommt“, wenn sie mit „Sympathiewerbung“ verknüpft ist und nicht aus elitärem Hochmut heraus das Straßenpublikum attackiert. Bands, die „mitten“ auf Straßen und Plätzen spielen, Theatergruppen, die ihre Kleinbühne auf dem Marktplatz aufschlagen oder wie das Bread-and-puppet-Theater in New York durch die Straßen ziehen, haben spektakulären Erfolg. Sicherlich werden solche Aktivitäten nur gelegentlich vonstatten gehen können, ihre Ausstrahlungskraft wird somit begrenzt bleiben, sie können jedoch einen Beitrag zur Wirklichkeit der Städte leisten. Zwischen der Monotonie der Betonsilos und dem Rummel des Volksfestplatzes gibt es vielerlei Zwischenformen, vielerlei Möglichkeiten einer urbanen Sublimierung.

Was die bildende Kunst betrifft, so wird sie ihren Ubiquitätsanspruch nur durchsetzen können, wenn sie auf Plausibilität vertraut, d. h. auf die Direktwirkung des Gestalteten und Gestalterischen.

Werden Künstler zu Philosophen und Wissenschaftlern, so wird der Kultur eine wichtige Dimension amputiert; der Rückzug aus der Bildersprache ist somit nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein gesellschaftspolitisches Problem. Mit der Verarmung der visuellen Kommunikation schrumpfen die Kommunikationsmöglichkeiten insgesamt — ein Faktum, das auch dann gegeben ist, wenn die Bildersprache zwar beibehalten wird, aber vor allem zur

Illustration individueller Mythen dient. Die Verarbeitung des individuell Unbewußten und seine Umprägung in Bilder ist, wenn auch künstlerisch, so doch privat bzw. privatistisch.

Zum Politikum kann eine derartige Kunst freilich werden, wenn durch totale Politisierung der individuelle und private Bereich völlig beschnitten oder gar liquidiert wird; individuelle Mythen erhalten dann Protestcharakter, da sie etwas ganz anderes als das politisch und gesellschaftlich Gewollte darstellen. Auch in der nicht-totalitären Gesellschaft ist die Präsentation weitgehend unzugänglicher Individualität bedeutsam, da sich darin ein Stück „Verweigerung“ gegenüber konformistischen und nivellierenden Tendenzen ausdrückt. Werden die privaten Mythen jedoch zum modischen Trend, entzieht sich Kunst ihrer gesellschaftlichen Aufgabe, kann Kulturpolitik und Kulturverwaltung daran nicht unberührt vorbeisehen.

Vorrangig wird eine Kunst zu fördern sein, die sich ihrer gesellschaftspolitischen Verantwortung bewußt ist; Subventionen sind nicht vorrangig dafür gedacht, individualpsychische Binnenräume auszustaffieren. Wenn die Kunst der Gesellschaft gegenüber den Anspruch erhebt, im doppelten Wortsinne „frei-gehalten“ zu werden, so impliziert dies auch eine Verpflichtung der Kunst dieser Gesellschaft gegenüber. Es ist sicherlich eine der schwierigsten Aufgaben von Kulturpolitik und Kulturverwaltung, zwischen privatistischer und gesellschaftsrelevanter Kunst unterscheiden zu können. Dies ist um so schwieriger, da der Masengeschmack mit seiner Neigung zum Realismus und Naturalismus keineswegs eine Entscheidungshilfe darstellen kann und darf. Gesellschaftsrelevanz ist zudem keine Angelegenheit von Ideologie, sondern der Versuch, durch Kunst den denkenden und handelnden Menschen in einer gesellschaftlichen Verflochtenheit „voran“zubringen — das heißt: im Sinne einer demokratischen Anthropologie zu einem sozialeren, kommunikativeren Wesen zu machen — zu einem Wesen, das mehr nachdenkt, das sich und die Welt als fragwürdig begreift.

## Olympische Nachlese – ein politisches Feuilleton

Ein Feuilleton zu schreiben — das bedeutet, in lockerer Folge Bilder und gedankliche Assoziationen aneinanderzureihen. Von dem kritischen Kommentar, dem Tagungsbericht oder der Denkschrift unterscheidet sich das Feuilleton, weil es der Systematik logischer Schlüsse entbehrt, vielmehr von Gedanken zu Gedanken, von Bild zu Bild hinüberwechseln darf, ohne die Folgerichtigkeit der Überlegungen zu schmälern. (Logik ist nur einer unter vielen möglichen Wegen der Folgerichtigkeit!)

Das politische Feuilleton befindet sich somit von vorneherein im Widerspruch zur Rationalpolitik der verantwortlichen Zeitgenossen, die in ihm bestenfalls eine Sammlung „schöner Gedanken“ finden, die nach ihrer Meinung immer haarscharf an den Realitäten vorbeitref-

fen. Deshalb ist das politische Feuilleton in den zeitgenössischen Periodika selten zu Gast, und seine Autoren neigen dazu, sich als Nachfolger der Hofnarren zu sehen. Aber wie auch immer: vielleicht ist es bei der Darstellung einiger olympischer Impressionen auf den folgenden Seiten gelungen, den kurzfristigen und einmaligen Ausdruck der Sehnsucht und Zufriedenheit einer Bevölkerung einzufangen, die sonst über ihre Vorstellungen von Politik und „Lebensqualität“ zu schweigen pflegt. Während der XX. Olympischen Spiele haben viele Zeitgenossen anscheinend unwillkürlich ein Bewußtsein von der gegenwärtigen Lebenswirklichkeit und von einer notwendigen Veränderung erhalten, die sich von dem verwissenschaftlichten und materialisierten Leben abwendet.

### Erstes Bild: Die Tage der Heiterkeit

Es waren heitere Spiele programmiert worden, aber die Skepsis der rundum wohnenden Bevölkerung war trotzdem nicht zu überwinden. Satire, Witz, dröhnendes Gelächter auf der einen, das Granteln, Frotzeln und den Sarkasmus der Kabarettis auf der anderen Seite kannte jeder aus den vergangenen Jahrzehnten der Bundesrepublik. Aber Heiterkeit schien einer jener Werbeslogans zwischen der „superweißen Sauberkeit“ und der „Lebensqualität“ zu sein, welche die Wirklichkeiten des persönlichen und sozialen Lebens, die aus Licht und Schatten tragisch gemischt sind, mit einem schönen Schein zu übertünchen trachten. Heiterkeit ergab die Assoziationen von Unbefangenheit, Eintracht und Friedfertigkeit, die so oft beschworen, aber so selten vorgelebt werden. Heiterkeit schien sogar mit Schönheit und somit mit der altmodischen „heilen Welt“ etwas zu tun zu haben.

Eine nicht geringe Zahl der Münchner Einwohner ergriff deshalb die Flucht in den Urlaub oder faßte den Entschluß zur „inneren“ Emigration in der Stadt, mit dem Kompromiß, gelegentlich in die Fernsehübertragungen „hineinzuspitzen“. Nach der Übertragung der Eröffnungsfeier war die Lage völlig verändert: die heiteren Spiele waren Wirklichkeit geworden, ein in der Bundesrepublik in das Märchen ver-

setzter Zustand wurde Ereignis. Aus Ausländern, zugereisten Deutschen und Münchenern bildete sich in einem überraschend schnellen Mischprozeß die olympische Bevölkerung auf Zeit, die eine einmalige kollektive Erscheinung wurde.

Mehr noch: Als Zusammenfassung der Harmonie von Architektur, Landschaft und menschlichem Betragen stellte sich sogar das schon fast verschollene Wort „Urbanität“ ein: es hatte sich eine Menge gebildet — es fand keine Massenveranstaltung statt.

Woher rührte nun aber dieser Einbruch von Heiterkeit, die sich im einzelnen nur mit den altmodischen Worten Frohsinn, Freundlichkeit, Gelassenheit ausführlicher beschreiben läßt?

Den Anlaß zur Heiterkeit gab die Gestaltung des Olympiageländes. Sehr im Gegensatz zu den neuen Bauten in den nach dem Krieg wiederhergestellten Großstädten und in den neuen Industriebezirken der Mittelstädte zeigte nur die Boxhalle die markanten rechten Winkel der Funktionsbauten. Funktion ist bei uns heute aber angewandter Rationalismus: die gerade Linie und der rechte Winkel sind ihr nicht nur dienlich, sondern bilden auch den ihr gemäßen Ausdruck. Egon Eiermann hat deshalb einmal gesagt, es sei für ihn völlig

gleichgültig, ob er eine Kirche oder eine Fabrik baue. Alle anderen Hallen und Tribünen bis hinaus zur Basketballhalle oder zur großen Zuschauertribüne in Riem sind durch geschwungene Kurven, ovale oder Kreisrundungen charakterisiert, die wohl nicht immer das Funktionieren erleichtern, aber Spaziergängern und Teilnehmern gefallen. So entsteht ein architektonisches Bild, ein Zusammenhang von Bauten, in dem die Rationalität eine dienende Funktion hat. Die Ratio hat Wissenschaft, Kritik und Satire, aber niemals ein beschwingtes Lebensgefühl hervorgebracht, das die rhythmische Grundlage der Heiterkeit bildet.

Es gab sogar Aufbauten, die keinem Zweck dienten, sondern den Schwung des vielumstrittenen Daches lediglich augenfällig fortsetzten. Die Schwingungen der Bauformen sprangen hinunter in die geschwungenen Spuren des Wegenetzes und hinüber zu den in einer anderen Dimension geschwungenen Konturen der Geländeerhebungen. Wie der japanische Garten eine Nachbildung kleinen Maßstabes der großen Natur ist, so bildet das Olympiagelände die bayerische Voralpenlandschaft in einer kleineren Form nach, eine Landschaft also ohne klobige Konturen und hart aneinander stoßende Grundfarben, deren schönen Schein und föhniges Zittern die Romantiker Kobell und Dillis am besten in Pastell- und Aquarelltönen eingefangen haben. Es fehlten also die grellen Farben: die Fahnengruppen wiederholten, besonders wenn sie das Zitronengelb und Ocker neben Lichtblau, Hellgrün und Weiß eingereiht hatten, die Farbigkeit der weiteren Umgebung in einer verdichteten Mischung von Frühlings- und Herbsttönen im engeren Bezirk des weiträumigen Sportgeländes. Die letzte Besonderheit lag in der Vielfalt der Bäume, die nicht nur dem süddeutschen Raum entstammten und ebenfalls einen Gegensatz zu den sonst üblichen und ausgerichteten Monopflanzungen der Großstadtgärtnereien bildeten. Die Symmetrie, die regelmäßige Wiederholung des Gleichen, wurde durch Rhythmus, durch die unregelmäßige Anordnung des Ähnlichen ersetzt.

Was im Außenbezirk durch neue Bauformen und Gestaltung der Natur als Kleinmuster einer modernen Kulturlandschaft geschaffen wurde, fand in der neugeordneten Innenstadt Münchens mit Hilfe vielfältiger Brunnen und Plätze zwischen alten Bauten seine Entsprechung. Beides wirkte auf Fremde und Einheimische wie eine unbewußte Erlösung, die sich in Heiterkeit ausdrückte. Das Ineinander-schwingen von Natur und künstlichen Gebilden in neuer Form, die Zutraulichkeit zwischen

Überlieferung und Moderne, für welche der Brunnen vor dem Münchener Dom vielleicht das fugenloseste Beispiel der fruchtbaren, auf die dritte Dimension ausgedehnten Spannung ist, erzeugte den Eindruck der sonst in den Konfrontationen des Alltages vermißten Harmonie.

Die Auswirkung fand sich in der Friedfertigkeit und dem freundlichen Kontakt der Menschen, auch zwischen sehr Alten und sehr Jungen. Nirgends auf den Tribünen war ein mißtrauisches oder aggressives Gegeneinander zu bemerken. Die Heiterkeit teilten die zugelassenen Zuschauer mit den anderen ohne Eintrittskarten, die auf dem Olympiagelände und in der Fußgängerzone der Innenstadt mit ihren Stühlen, Ständerl und Baumgruppen nun nach vergessener Art „lustwandelten“. Auf einmal veränderten die Menschen ihr Verhalten und ihre Bewegungen. Sie hatten Zeit und hatten vergessen, daß Zeit für Materialisten Geld bedeutet. Nach dem Kriege sagte mir ein in München eingewessener, damals aber aus Unbehagen an den Tegernsee ausgewichener Universitätsprofessor angesichts derselben Neuhauser Straße, die heute den Freiraum für Fußgänger bildet: „So ging man dort früher nicht!“ Er meinte die hastende Eile und wollte die menschliche, soziale und demographische Veränderung seiner Stadt mit diesem einen Satz charakterisieren. Heute geht man auf derselben Straße wieder so — schlendernd, von einer Seite auf die andere wechselnd, kurz gesagt: rhythmisch, dem momentanen Einfall folgend und gelassen, und die Menschen aus dem Oberland fahren hinein, um sich das anzuschauen.

Gerade an diesem Punkt kann man der Heiterkeit noch tiefer auf den Grund sehen. Dem Wiederaufbau unserer Städte hat die Arbeitsgemeinschaft von Männern und Frauen in der Planung gefehlt. Die Rationalität der Stadtbaumeister hat einseitig die Grundrisse und Konturen ihrer wiedererstehenden Erscheinungen bestimmt, denen alle ungeraden Schwingungen fehlen. Schwingung und Stimmung sind nicht nur ähnlich lautende Worte, sondern auch besonders leicht aufeinander einwirkende Zustände. Wir hatten wohl vergessen, daß in unserer Sprache die Stadt wie auch die Natur weiblich sind. Der nun auf einmal sichtbar werdende Einklang von männlichen und weiblichen Strukturen schuf aus dem Humus der Harmonie die besondere Heiterkeit. Für die noch zu planenden Satellitenstädte und für die Grundlagen der Kommunalpolitik ist deshalb ein Vorbild gegeben.

Aber auch die Langeweile hatte ihren Anteil an der Heiterkeit. Heute finden manche

Journalisten Parteitage langweilig, wenn auf ihnen die verbalen Fanfarenstöße zugunsten gründlicher Sachreferate ausbleiben, erscheinenden Pausen des Schweigens in den Massenmedien ebenso langweilig wie alle leisen Vorgänge friedlicher Entwicklungen. Langweilig finden auch deutsche Touristen jene außereuropäischen Landschaften, die nicht nach Art des raschen Filmschnitts einer Wochenschau ihre Ansichten und Perspektiven spätestens nach zehn Kilometern verändern. Langeweile ist in der veröffentlichten Meinung ein wertloser Zustand des Daseins. In München herrschte aber in den meisten Stunden — von den Minuten der Hochspannung bei Endentscheidungen abgesehen — Langeweile. Wir müssen erst wieder erfahren, daß Langeweile eine neutrale Zeitspanne ist, deren Qualität davon abhängt, ob sie mit Freude oder mit Leere, mit Gerede oder Gespräch, mit freiwilliger oder auferlegter Tätigkeit gefüllt wird. Die Langeweile der Arbeit am laufenden Band ist unvergleichbar mit der Langeweile auf dem Olympiagelände, die voller Vergnügen war. Und das Gespenst der Langeweile, das über der zunehmenden Freizeit hängt, verschwindet bei produktivem Tun oder Meditation, kehrt aber mit dem Dösen ins Leere und mit der Ausübung schematischer Tätigkeiten zurück.

Den Brennpunkt der Zusammenkunft und den anderen Pol bildeten die Leistungen, die bei den Wettkämpfen hervortraten. Zwar gab es einige, deren Aufmerksamkeit nur den potentiellen und tatsächlichen Medaillengewinnern galt und die Sportler vom vierten Platz abwärts nicht mehr beachteten. Ihr Verhalten war nur die individuelle Folgerung aus der allgemeinen Tatsache, daß wir weniger in einer Leistungsgesellschaft als in einer Erfolgsgesellschaft leben. Die Mehrheit der olympischen Bevölkerung bekannte sich aber zum Beifall für jede klare, mühsam errungene Leistung. Sie fand die 70jährige Engländerin, die an der Dressurprüfung teilnahm, den 67-jährigen Australier, der einen der vorderen Plätze in der Military-Vielseitigkeitsprüfung belegte, ebenso als angenehme Leitbilder wie sie sich über deutsche Erfolge freute. Leistung beruht auf persönlicher Disziplin neben dem angeborenen Talent. Die Disziplin wurde sogar gelegentlich zum Maßstab des Urteils und zur Richtschnur des eigenen Verhaltens. Jede undisziplinierte Unart, gleichgültig ob von amerikanischen Leichtathleten oder pakistanischen Hockeyspielern vollbracht, verfiel dem Verdikt dieses Publikums.

Jedenfalls kann jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, wie die psychosomatischen Krankheiten der Großstadtbevölkerung zu heilen sind, und was in Deutschland von der Bevölkerung unter Lebensqualität verstanden wird: Sie zielt auf das Gleichgewicht von anstrengender Leistung und fruchtbarer Langeweile, auf den Einklang von Natur und Architektur, auf die maßvolle Gleichzeitigkeit von materiellem Einkommen und Freude und auf das friedliche Auskommen mit einer sozialen Umwelt in einer Ordnung ohne aufgeputschte Konfrontationen. Die Absage an jede Beherrschung des Lebens durch Rationalismus und Materialismus war ebenso sichtbar wie die Ablehnung einer totalen Organisation des sozialen Lebens. Es wird kaum nur eine Eigenart der olympischen Bevölkerung gewesen sein, daß sie diese Tage wie ein Fest der persönlichen Befreiung vom beruflichen und politischen Alltag empfand, als sie die seelisch-geistige Klimaveränderung erlebte und rundum in Anlagen und Bauten verkörpert fand. Wer ernsthaft Friedenspolitik gestalten will, muß offensichtlich Lebenspolitik nach diesen Leitbildern der Bevölkerung machen und diese in deren Art ansprechen. Auf die Frage der Sprache werden wir noch zurückkommen. Hier soll nur ein Beispiel vorweggenommen werden, das zugleich zeigt, wie Heiterkeit im Kleinen erzeugt wurde. In der Gestaltung der olympischen Einrichtungen wurden die Einzelheiten ebenso wichtig genommen wie die großen Umrisse. Wer zum Beispiel zur Tribüne des Riemer Reitstadions hinaufging, fand sich von einem in lustiger Unregelmäßigkeit und wechselnder Farbgebung zusammengefügteten Staketenzaun auf beiden Seiten des Weges geleitet. Es war ein heiterstimmender Anblick.

Unternehmer, Funktionäre und Politiker fügen gerne in ihre Darlegungen den Satz ein: „Der Teufel steckt bekanntlich im Detail!“ Einmal abgesehen davon, daß diese Sprecher „ganz privat“ oft genug die Existenz eines Gottes und seines leibhaftigen Widerpartes bestreiten — von jeher ist nachweisbar, daß das Geheimnis des Gelingens jeder großen Gestaltung, vom Dombau bis zur Staatskunst, vom Schmuckstück bis zur Organisation, im Detail versteckt liegt. Das Detail des Staates ist nun aber kein Ding, sondern der einzelne Staatsbürger. Gewiß steckt in ihm nicht der Teufel. Logiker der Politik wissen aber offenbar zuwenig von der Schnelligkeit und dem Tiefgang der Assoziationen, die die Mehrheit ihres Volkes — trotz der Anwendung logischer Methoden im Arbeitsprozeß — bevorzugen. Das Denken und Urteilen der Mehrheit aller Menschen be-



wegt sich von der Anschauung verschiedener Einzelheiten zur Grundauffassung und nicht auf dem umgekehrten Wege von der Theorie zur Praxis. Das Sichtbare wird deshalb meist für den einzelnen unbewußt zum lebendigen

Gleichnis. Daß auf dem Olympiagelände die Kleinigkeiten aufmerksam behandelt und lustig gestaltet wurden, war ein solches Gleichnis, ein Bild menschlicher Ordnung, das die Heiterkeit steigerte.

## Zweites Bild: Die politische Einmischung

In den äußeren Verlauf der Olympischen Spiele — man kann auch sagen, in das heitere Leben der olympischen Bevölkerung — sind politische Absichten in mehrfacher Weise hineingetragen worden. Jedesmal sind Dissonanzen entstanden, wie sie beim engen Aneinanderücken nicht zueinander passender Akkorde hörbar werden.

Da war zunächst die ultimative Revisionsforderung der Organisation für Afrikanische Einheit und des getrennt, aber im Einverständnis mit ihr handelnden Obersten Afrikanischen Sportrates. Sie beruhte auf vorgeplanten Täuschungen des Internationalen Olympischen Komitees. In diesem Zusammenhang werden wir uns erinnern müssen, daß die einseitige Aufkündigung feierlicher Vereinbarungen zu den Gewohnheiten der zwischenstaatlichen Politik afrikanischer Staaten gehört. Die Belege liegen in großer Fülle für den weiten geographischen Raum zwischen Algier und Brazzaville, zwischen Kampala und Tripolis bereit. Das IOC gab jedoch in seiner Mehrheit der offensichtlichen Beugung völkerrechtlicher Sitten nach. Und der Präsident des deutschen Organisationskomitees ließ sogar den Sprecher einer rein politischen Institution, der Organisation für Afrikanische Einheit, einen Monolog auf der olympischen Pressekonferenz vortragen. Die Anerkennung der Staatspolitik als eines maßgebenden Elementes der olympischen Veranstaltung war dadurch vollständig. Geschah dies alles aus elementarer Schwäche gegenüber starkem Druck oder aus opportunistischer Realpolitik zur „Rettung“ der wohlvorbereiteten Spiele, obwohl solche Nachgiebigkeit eine Fortsetzung des afrikanischen Wortbruches in einen eigenen nach der rhodesischen Seite hin bedeutete? Die unter der Schwelle der Realpolitik fortwährend lauende Frage nach der Glaubwürdigkeit der Verantwortlichen sprang hervor: die Bevölkerung erhob Widerspruch und erkannte diese politische Sittenlosigkeit für die „Volksdiplomatie“ nicht an. Seitdem wurden die rotberockten Mitglieder des IOC bei ihren Auftritten mit innerer Distanz beobachtet. Die imponderablen Nachwehen können, vor allem nach Afrika hinüber,

immer wieder aktuelle Anlässe für Konflikte verstärken. Am Ort der Olympiade wurde bereits von dem Tage des IOC-Beschlusses an jeder politischen Einmischung mit Mißtrauen begegnet, auch wenn sie als joviale Infiltration in Erscheinung trat.

Amtierende Politiker hätten als stille Beobachter im Großraum des Oberwiesenfeldes, im Riemer Reitstadion oder entlang der Military-Strecke bei Poing und auch innerhalb der großzügig angelegten Münchener Fußgängerzone einiges über den Eigensinn der anwesenden internationalen Bevölkerung lernen können, sofern sie sich unter die gutgelaunte Menge während der Spielzeit mischten. Doch schien es oft, als ob sie sich in diesem nach äußerer Erscheinung und menschlicher Art bunt gemischten Publikum nur spiegeln und die Aufmerksamkeit dieser besonderen Volksversammlung für sich — oder als Ausländer für einen acte de présence nationale — nutzen wollten. In einer Schilderung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ist der Eindruck der deutschen Auftritte geschildert worden: „Regiert in Bonn überhaupt noch jemand? Haben die Ämter dort geschlossen? Wohin man in München auch geht, man trifft auf irgendeinen Politiker. Ahnungslos sitzt der Journalist an seiner Schreibmaschine, und wer steht hinter ihm im Türrahmen? Der Bundeskanzler! Auf dem Wege zu einer Sportstätte begegnet jedermann bestimmt einem Minister, mindestens einem Staatssekretär. Ob Hockey oder Fußball gespielt wird, in der Schwimmhalle, auf den Schießständen, überall tauchen sie auf, die Herren aus Bonn. Alles gibt sich jovial und sportbegeistert. Begehrtes Besuchsobjekt ist natürlich das Pressezentrum. Vielleicht schreibt dort irgendeiner über den Händedruck, den er von der Prominenz erhalten hat, drückt ein Fotograf auf den Auslöser. So geht es treppauf, treppab, hier Arbeitsraum, dort Zentrallabor, die Journalisten an der Arbeit, ein freundliches Kopfnicken den Barbesuchern, Schulterklopfen für ein blondes Botenmädchen, zwei Sätze an einen Soldaten. Die Begleiter beobachten die Uhr, denn der nächste Auftritt kommt bestimmt. Arbeitssessen mit wichtigen Leuten oder mit Leuten, die

eine solche Einladung wichtig nehmen. Dann schnell auf eine Tribüne, lange stehenbleiben und sich umsehen, um gesehen zu werden. Was machen die denn da? Aha, Wasserball. Zehn Minuten später brummt die Karosse gen Volleyball. Dort sitzen schon zwei Minister und zwei Staatssekretäre, auch vom Bundestagspräsidium winkt einer herüber. Auch den Abgeordneten wird die Hand geschüttelt. Wer spielt denn da? Aha, Kuba. Noch ein Blick in die Runde und weiter zur Cocktailstunde. Zum Olympischen Dorf müssen wir auch mal. Schon notiert, wird angekündigt. Wie wichtig muß das in Bonn zugehen, fragt sich der Beobachter, wenn hier schon jeder Oberregierungsrat tut, als sei er der Nabel der Welt. Wie ein Nichtnormaler wird angeschaut, wer schlicht und einfach sagt, zum Cocktail des Herrn Staatssekretärs werde er nicht kommen, weil er hier etwas anderes zu tun habe. Aber viele hundert sind dienstlich zu den Spielen geeilt, weil es „in“ ist, teilzunehmen an der Weltshow mit der Möglichkeit, beachtet zu werden. Man muß etwas tun, denn der Wahlkampf steht bevor. Nein, er hat schon begonnen — in München bei den Olympischen Spielen. Auf den Fernsehschirmen zu erscheinen, in den Zeitungen erwähnt zu werden, könnte das Wohlwollen des Wählers einbringen. Sieh mal an, sportbegeistert ist er, der Herr Abgeordnete, sehr sympathisch. Und der Minister erst! Müssen doch nette Leute sein, wie du und ich. Olympischer Wahlkampf. Fehlt nur noch, daß der Bundestag zu einer Sondersitzung in die Sporthalle einberufen würde. Das Plenum wäre vermutlich vollständiger von Regierung und Parteien besetzt als im Bonner Durchschnitt. Allerdings würde niemand zuhören und zusehen, denn der Sport lockt viel zu sehr.“ (Karlheinz Vogel. 29. August 1972)

Der Wille zu Selbstbestätigung, zur Ablenkung der Scheinwerfer von den Kampfbahnen auf die Ehrentribüne war also ein politisches Motiv. Selten ist die innere Kontaktlosigkeit mit den Meinungen der Bevölkerung so offenbar geworden wie bei diesen sichtbaren Auftritten. Niemand unter den Politikern kam offensichtlich auf den Einfall, daß der x-beliebige Sitzplatz 17, Reihe 11, Block C den gesuchten Kontakt mit dem Publikum und damit Wohlwollen und Publicity erbracht hätte, die auf dem Wege der Routine der politischen Oligarchie jedoch völlig mißlang und Schlüsse auf sonstige Ahnungslosigkeiten über die Lebenswünsche und Verhaltensbilder der Allgemeinheit zuließ. Vielleicht war es eine Überraschung, daß die olympische Bevölkerung die Politiker sah, aber nicht wirklich beachtete,

oft sogar deren Bemühen um Selbstbestätigung als störend empfand.

In dem neuen Zustand der Heiterkeit, den wir eingangs geschildert haben, empfand sie die Vertreter der routinierten Tagespolitik mehr oder minder als Erscheinungen einer ungeliebten Gegenwart, wie etwa in ganz anderer und extremer Weise Hippies und andere Sondergruppen der jugendlichen Bevölkerung die durchrationalisierte Zivilisation betrachten.

Diese beiden Welten gingen also auf dem Gelände aneinander vorbei. Zusammengestoßen sind sie nur an einer Stelle: auf der Spielstraße. Sie wurde zum ausgelassenen Vergnügen, wo die Flanierenden ihrer freien Selbstbestimmung mit klingenden oder schwingenden Spielzeugen überlassen blieben. Sie wurde zur Mühsal, sobald die installierten Truppen sehr unvermittelt und mit Gedanken überfrachtet den Spaziergängern Politisches einflößen wollten. Diese wiesen sofort die rationalen Schlagseiten mit dem Gleichgewicht ihrer Heiterkeit ab, sofern sie nicht nur zum Applaus aus Schwabing herübergekommen waren, sondern zur olympischen Bevölkerung gehörten.

Die vorstehenden kritischen Anmerkungen zum Verhalten politischer Personen sollen nicht ohne Angabe eines positiven Gegenbildes abgeschlossen sein. Es erschien mit dem Herzog von Edinburgh, der immer wieder auf dem Gelände gesehen wurde, wenn er zurückhaltend und ohne Show an den Nöten der Wettkämpfer teilnahm. Wer ein differenzierendes Gehör hatte, konnte die Antwort der Zuschauer aus den Beifallsgeräuschen bei seinem gelegentlichen protokollarischen Hervortreten heraushören. Durch Bescheidenheit und Distanz gewann er mit der olympischen Bevölkerung Kontakt, deren Bild vom verantwortlichen Menschen er mangels Anbiederung entsprach.

Dieselbe Dissonanz aus dem Streben nach Selbstbestätigung erzeugte das „offizielle Geschenk für die Teilnehmer der Olympischen Sommerspiele“, ein Lesebuch für Zeitgenossen, „Deutsches Mosaik“ genannt. Es handelte sich um eine Anthologie jener Literatur in deutscher Sprache, die sich in des Wortes weiter Bedeutung über Fragen der Politik, über Freiheit, Frieden, Staatsangehörigkeit und Staatsumwälzung ausspricht. Der Inhalt beginnt mit Frank Wedekind und endet mit Willy Brandt und sollte wohl zeigen, wie friedenspolitisch orientiert die Deutschen in dem Deutschland von heute sind. Auch hier drängte die aus politischer Unsicherheit ge-

borene deutsche Angst nach vorne, wir könnten in unseren Fortschritten konformer Gesinnung nicht ausreichend beachtet werden. Liegt aber das häufige Weghören der Ausländer nicht gerade darin begründet, daß wir unablässig und so intensiv von uns selbst reden?

Und schließlich: wurde die beabsichtigte Lektion über die Deutschen nicht viel fröhlicher und ohne so viele Worte beim Anblick der Amalienburg neben dem Abreitplatz zur olympischen Dressurprüfung im Nymphenburger Schloßpark und auf andere sinnliche Weise in München und Kiel als mit diesem literarischen Nachdruck erteilt? Es gab im übrigen einen kleinlichen politischen Streit über dieses Buch, so daß es in raschem Nachgeben während der Spiele zurückgezogen wurde.

Die lauteste aus dem Einbruch des Politischen herrührende Dissonanz entstand, wie wir alle wissen, durch den Mord arabischer Terroristen an israelischen Wettkämpfern. Die Bilder und Berichte sind noch in unserem Gedächtnis.

Alle drei Anfechtungen hat die olympische Bevölkerung mit größerer Kraft bewältigt, als die Politiker und die Mehrheit der „Offiziellen“. Sie reagierte im ersten Fall mit Parteinahme und Herzlichkeit gegenüber den Verfeimten, im zweiten Fall mit Distanz, im dritten mit einer eindrucksvollen Verwandlung der harmlosen Heiterkeit der ersten Tage in eine dunkler getönte tragische Heiterkeit nach dem Ereignis. Dies geschah freilich ohne ausdrückliches Bewußtsein und ohne daß diese Vorgänge in intellektueller Manier reflektiert wurden.

### Drittes Bild: Die Stunden der Entscheidung

Im politischen Leben der Gegenwart kann die Bevölkerung kaum jemals audiovisuell an einem Entscheidungsprozeß teilnehmen. Auch in den Fernsehübertragungen aus dem Deutschen Bundestag erfahren die Zuschauer meist nur die Begründungen zuvor getroffener Entscheidungen. In der Dichte der olympischen Tage ereignete sich wenigstens teilweise — die Ausnahme. Als der Überfall geschehen war, konnte, wenn auch in aufeinanderfolgenden Bruchstücken, das Entstehen einer Entscheidung miterlebt werden.

Die Deutschen hatten in den letzten Jahrzehnten vielleicht mehr als andere Völker die Möglichkeit, ihre in den sogenannten normalen Zeiten gewonnenen Urteile über ihre Mitmenschen und „Führer“ mit deren Verhalten in den plötzlich hereinbrechenden äußersten Situationen zu vergleichen. In ausgesetzten Lagen, in den aussichtslos scheinenden Kampfsituationen des Krieges, in den inneren Entscheidungen gegen politische Systeme, in der Hungersnot der Kriegsgefangenenlager oder in der Lebensangst anderer Gefangenschaft, vor und auf dem Flüchtlingstreck und heute inmitten der Autounfälle und in der Bedrohung durch unheilbare Krankheiten erweist sich, daß der einzelne in solchen Augenblicken, die nur die unwillkürliche Reaktion zulassen, lotgerecht zu seinem Schwerpunkt handelt. Oft haben sich dann der unbequeme, kontaktlose Nachbar als selbstloser Kamerad, der angesehene, stets im Mittelpunkt der allgemeinen Zuneigung Stehende als rücksichtsloser Egoist oder Drückeberger erwiesen. In München hat nun unter anderen der Bundesinnenminister,

obwohl alle formalistischen Ausreden für eine Zuschauerrolle bereit lagen, in der äußersten Situation ein Beispiel gegeben, als er der Notwendigkeit zur Verantwortung statt dem Protokoll der Zuständigkeit entsprach. Im übrigen war die allgemeine Genugtuung spürbar, daß die exponierten Verhandlungsführer und potentiellen Geiseln drei verschiedenen Parteien der deutschen Innenpolitik angehörten und ohne Zwietracht zusammenarbeiteten. Es scheint, daß ins Extreme treibende Konfrontationen nicht die Sympathie der meisten finden, schon weil sie in der geopolitischen Lage der Bundesrepublik unangemessen erscheinen. Niemand träume davon, die Bevölkerungen würden die wesentlichen Unterschiede existentiellen Verhaltens nicht auch als Unterschiede politischen Verhaltens assoziieren und das Geschehen nicht sofort dem Fallbeil wortlosen Urteilens unterwerfen. Da der Vorgang sowohl den Zuschauern am Ort wie auch denen am Fernsehschirm nur als lautloses Bild erschien, war die Wirkung um so eindringlicher. So entstand auf dem olympischen Feld für kurze Zeit ein vollständiger Einklang zwischen Bevölkerung und politischer Regierung, wie nur noch einmal im Laufe der Trauerfeier bei einem bestimmten Satz in der Ansprache des Bundespräsidenten.

Wer die Wirkungslosigkeit so vieler politischer Reden und Publikationen mit dem Einschlag dieser wenigen Bilder aus den Stunden der Entscheidung vergleicht, konnte Zweifaches erfahren: die Bevölkerung wünscht im Raume der Politik das durch Verkörperung glaubwürdige werdende Vorbild; die Gewohn-

heit, in politischen Begriffen statt in Bildern zu sprechen, trägt wenig zur Verständigung mit dem Staatsbürger bei.

Die Ursache der Mißverständnisse zwischen den Funktionären verschiedener Art und vielen Gruppen der Gesellschaft besteht in dem Gegensatz von abstrakt-begrifflichem und bildhaftem Denken, dem — neben anderem — die Unterschiede zwischen theoretischen und existentiellen Themen in der politischen Auseinandersetzung oder Propaganda entsprechen. Zwar meinen nicht wenige Politiker, es sei nur eine Frage der Ausbildung und der Bildungsmöglichkeiten für alle, damit ihre Sprache allgemein verstanden werde. Viele denken, der Ballast der in die Sprache und damit in das Denken und Empfinden eingewachsenen Bilder werde in einem historischen Fortschritt zugunsten der abstrakteren Begriffe abgestoßen, bis die Rationalsprache zur Gemeinsprache ge-

#### Viertes Bild: Die Trauerfeier

Das Bild der offiziellen Trauerfeier im großen Olympiastadion steht uns noch vor Augen. Die Beschreibung muß nicht wiederholt werden.

In der Folge der Ansprachen erhielt der Präsident der Bundesrepublik Deutschland den ersten Beifall der nach Herkunft, Bildung, parteipolitischer Bindung und Weltanschauung sehr unterschiedlichen olympischen Bevölkerung, als er von der Mitschuld jener Staaten sprach, die Terroristenorganisationen Heimrecht gewähren. Den tiefsten Eindruck hinterließ die Ansprache des Missionschefs der überlebenden israelischen Sportmannschaft durch die in Worten und Haltung spürbare Bewältigung des mörderischen Ereignisses nach so kurzer Zeit: Wir verlassen diesen Ort, aber wir werden an kommenden Olympischen Spielen wieder teilnehmen, um den friedlichen Wettkampf fortzusetzen, lauteten seine Kernsätze. Es war das Zeugnis einer tragischen Heiterkeit. Der einzige, dem Beifall entgegen schlug, ehe er am Rednerpult ein Wort gesprochen hatte, war Avery Brundage, der Präsident. Er verkündete einen Tag der Trauer und die anschließende Fortsetzung der Spiele. Nicht zuletzt bildeten diese zwei Stunden eine politische Trauerfeier. Die Reaktionen der Zuhörer waren von ihnen selbst nicht vorbedacht und standen nicht im Programm der Veranstalter; die wechselnde Tiefenwirkung der Worte war phonetisch nicht zu messen. Und doch lassen sich gerade dank der Unwillkürlichkeit Erkenntnisse über die Vorstellungen dieser klas-

worden ist. Ist es aber so sicher, daß die Entwicklung der politischen Verständigung diesen Lauf nimmt? Wäre es nicht möglich, daß in der Bevölkerung der Wandel im unmittelbaren Übergang von der überlieferten Sprache der Bilder zu einer neuen bildhaften Sprache erfolgt — unter Aufnahme einiger Begriffe gleichsam als Lehnworte? Einstweilen gilt es jedenfalls für den politischen Redner, nicht nur in Bildern, sondern auch von Bildern zu sprechen, wenn er außerhalb jener Minderheiten, die sich in der Sprache der Kürzel auskennen, überzeugen will. Zu solchen Bildern gehören die mit fünf Sinnen faßbaren Themen des Jugendlebens, des Wohnens, Sich-Ernährens, des Krankwerdens und Sterbens.

Jedenfalls in den olympischen Tagen wurden Politiker nur bemerkenswert, wenn sie ein lebendiges Bild abgaben wie jener Minister. Und das war auch ein Zeichen unserer Zeit.

senlosen Versammlung von Trauer, Würde, Vorbild und Haltung gewinnen.

In unserem Lande fehlen feste Gewohnheiten der Trauer über das äußere Zeichen der schwarzen Todesfarbe hinaus. Nur auf den Friedhöfen und an offenen Gräbern werden noch traditionelle Verhaltensweisen fortgesetzt. Die großformatigen Traueranzeigen in der Tagespresse, in denen Firmen und Organisationen den Todesfall in beschämender Weise für ihre Public-Relations ausbeuten, stoßen eher ab. Im politischen Raum hat die Trauer nur einmal — beim Tode des ersten Bundeskanzlers — überzeugende Gestalt angenommen, die bei anderen Staatsbegräbnissen mißlungen ist. Im übrigen hat auch in dieser Beziehung die junge Republik ihren eigenen Ausdruck noch ebensowenig gefunden, wie sie Feste nicht zu feiern, Empfängen weder Anmut noch Bedeutung zu geben und Dank nur in der altmodischen Weise der Ordensverleihung abzustatten vermag. Ihr fehlen die zeitgemäßen Gesten und Haltungen, die bildend wirken. Die Mehrzahl der Menschen jedoch benötigt und benutzt Vorbilder des Ausdrucks — auch solche von geringerer Qualität. Das zeigt das klischeehafte Nachahmen allerorten: der Freudentaumel nach dem Torschuß eines Stürmers, die an den Fußballtagen von den Mannschaften stets nach denselben Riten zelebrierte männliche Umarmung —. Der Trauer aber fehlt jedes Vorbild in einer Gesellschaft, in welcher die Mißhellig-

keiten des Daseins — von den Anstrengungen der Geburt über die schwere Erkrankung bis zum Sterben —, eilends aus den Augen und damit aus dem Bewußstein geräumt werden. Das hat sich auch in München erwiesen, als die Manager der Organisation das Gebot des Präsidenten durchbrachen und bereits am Nachmittag des Trauertages Wettkämpfe unter Hinweis auf technische Schwierigkeiten wieder aufnehmen ließen. Die Trauer wurde der Organisation untertan.

Erst später, in der regungslosen Erstarrung der Volkstänzer auf der Schlußfeier, kam die Trauer abermals zum Ausdruck, eine Trauer ohne Worte, die zugleich auf der Schattenseite der olympischen Idee eine lebendige Verbindung zur Antike schuf. Im übrigen aber blieben die Gebärden und Handlungen der Trauer hilflos, die deshalb in den tieferen Schichten des Unbewußten gemeistert werden mußte.

Ehe der Katarakt der Bestürzung in die Dauerströmung der Trauer übergang, wurde diskutiert, ob die Spiele abgebrochen oder fortgeführt werden sollten. Es gab erwachsene Kinder, die aus Zorn, daß an ihrer Spielpuppe etwas zerrissen war, das ganze Spielzeug wegwerfen wollten; es gab andere, die sich nicht um die Medaillenmöglichkeiten ihrer Trainingsmonate bringen lassen wollten und unerschüttert blieben, und es gab Schwankende ohne eigene Entscheidung. Doch diese waren Nebenfiguren neben jenen Dritten, die erschüttert waren und wie der israelische Mannschaftsführer hartnäckig und gelassen, eben selbstsicher angesichts dieses Schicksalschlages blieben. Ihre Artikulation lautete: man könne sich von dem bösen Element des Terrorismus nicht das Tun und Unterlassen diktieren lassen. Meinungen, Stimmungen, tagespolitische Interessen, sportliche Egoismen strudelten im ersten Augenblick durcheinander. Die Entscheidung fiel nicht zufällig dank eines alten Mannes, den die Erfahrungssumme eines langen Lebens gelehrt hatte, daß das Dasein ein Gleichgewicht aus Positivem und

Negativem bilde und somit die Gleichzeitigkeit von Mord und heiterem Spiel einer elementaren Wirklichkeit entspreche, deren Dramatik angenommen und nicht teilweise auf die eine oder andere Weise ausgeschaltet werden könne, um entweder mit der Sehnsucht nach einer ungestört heilen oder mit der selbstbefriedigenden Vorstellung von einer heillosen Welt Recht zu behalten. In diesem Augenblick, in welchem viele panisch auf die helle oder auf die dunkle Seite des Lebens zudrängten, bedurfte es der Führung, und es fiel eine Entscheidung, die im Einklang mit der Wirklichkeit des menschlichen Daseins stand, also schon Realpolitik in einem überhöhten Sinne war. Avery Brundage wurde jedenfalls am Ende seiner Aufgabe von der olympischen Bevölkerung noch einmal geprüft — und bestand, wie die bei Medaillenverleihungen und bei der Schlußfeier immer wieder aufbrandende Zustimmung zu diesem Manne offenbarte. Das Wunsch- oder Leitbild ist nicht der Vater oder gar Großvater, sondern der in eine Position gerückte Mann, der einen selbsterarbeiteten Kurs konsequent durchhält und die Vorschriften von Vernunft und Würde in Einklang zu bringen vermag.

In der Zeit der Trauer gab es keine Regungen der Rache, sondern nur den Ausdruck passiver Entschlossenheit. Die Qualität der Heiterkeit hielt sozusagen auch auf ihrer Kehrseite der Prüfung stand. Wann immer unsere Sprache für — scheinbar — den gleichen Vorgang über mehrere Worte verfügt, bestehen wesentliche Unterschiede oder werden grundlegende Wandlungen bezeichnet. Die Fröhlichkeit wird erst als Heiterkeit erwachsen und schließlich ein wenig weise, wenn sie sich trotz aller Enttäuschungen und Schrecken behauptet, wenn sie sich auch von der Ausgelassenheit zur Gefäßtheit wandelt. Diesen Wandel brachte die Trauer ohne Rachedurst in München hervor. — Dies war „der eigentliche Grund“ der Fortsetzung der Wettkämpfe, wenn auch die Offiziellen vor allem von der Sorge um die Fortdauer der olympischen Veranstaltungen bestimmt wurden.

## Schlußwort

Für die absehbare Zukunft ist eine Entscheidung über den Fortgang der Spiele gefallen. Unentschieden geblieben ist jedoch das zukünftige Verhältnis zwischen politischen Kräften und den olympischen Veranstaltungen.

Im Verlaufe der Münchener Wettkämpfe ist, wie wir gesehen haben, immer wieder eine

Spannung zwischen den Einwirkungen der Staatspolitik und den Regungen der Volksdiplomatie entstanden. Sie ist in einem unfreiwilligen Dialog zwischen dem scheidenden IOC-Präsidenten und dem Präsidenten des Organisationskomitees nach der Schlußfeier noch einmal sichtbar geworden. Avery Brundage

hatte in seiner letzten Rede die Hoffnung geäußert, daß die Sitten des sportlichen Wettkampfes auf das gegenseitige Verhalten in der widerspruchsvollen Politik der vielen verschiedenartigen Menschengruppen dieser Erde ausstrahlen werden. In einem anschließenden Interview wollte Willi Daume in solchen Erwartungen eine völlige Überschätzung der Wirkungsmöglichkeiten des Sportes sehen. Er übersah wohl, daß der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees an den möglichen Einfluß sportlicher Wettkampfsitten auf die Gestaltung der internationalen Gruppenbeziehungen dachte und nicht auf die Aktionen der Staatsregierungen. Er hoffte, daß die oft mehr von der Intuition als vom Vorsatz gesteuerten Äußerungen der Volksdiplomatie, die sich in unserem Jahrhundert die Gleichberechtigung neben der Diplomatie der Regierungen erobert, nicht nur die Härte und den Leistungswillen, sondern auch die Fairneß und Menschenachtung der olympischen Wettkämpfer zum Vorbild nehmen könnte, während ihn sein deutscher Stellvertreter mißverstand, als ob er eine Einflußnahme auf das außenpolitische Verhalten der Obrigkeiten erwartete. Wie dem auch sei: Die Suche nach der salomonischen Lösung im Spannungsverhältnis von Weltpolitik und Weltsport wird andauern.

Doch kehren wir noch einmal an unseren Ausgangsort, nach München, zurück. Die Heiterkeit der olympischen Bevölkerung ist — wir haben es in verschiedener Beleuchtung geschildert — aus einem überraschenden Einklang von Körper, Seele und Geist hervorgegangen. Die Bauten und Anlagen des Olympiageländes dienen aber nur dem körperlichen Training und dem vielfältigen sportlichen Wettkampf. Läge es nicht nahe, den einmaligen menschlichen Zustand der olympischen Bevölkerung in dem dauernden Erscheinungsbild dieses Geländes wiedererscheinen zu lassen? In Zukunft könnten Bauten für geistige Ereignisse in den bereits entworfenen Rahmen eingeordnet werden. München fehlt unter anderem noch immer eine Konzerthalle und ein Zentrum für die Begegnung mit anderen Kulturen. Diese Neubauten könnten inmitten dieser Nachbildung der bayerischen Voralpenlandschaft eine ähnliche Heimstatt finden und das vorhandene Bild zum Ganzen ergänzen, wie es die Barockkirchen vollbracht haben, die im Oberland neben Arbeits- und Festplätzen stehen. Die vorübergegangene Wirklichkeit der beiden olympischen Wochen könnte zum Ausgangspunkt einer Zukunft werden, in der das einmal belebte Gelände niemals verödet.

## Hermann Glaser: Vom Unbehagen in der Kulturpolitik

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 52/72, S. 3—21

Kulturpolitik ist bislang — im Gegensatz zur Schulpolitik — kaum in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Zwar unterstützt oder trägt die „öffentliche Hand“ kulturelle Institutionen und Organisationen; aber dies geschieht — sieht man von den Theatern ab — auf mehr periphere Weise und zudem häufig mit „schlechtem Gewissen“ angesichts der vielen anderen Prioritäten (den Theatern etwa wird oft genug der Mangel an Krankenbetten vorgehalten). Im Bildungssektor beziehen sich die Forderungen auf umfangreiche Expansion (der Einrichtungen wie der Etats) sowieso fast ausschließlich auf den Erziehungsbereich.

Der Grund für die vorherrschende Disproportion ist wohl vor allem darin zu suchen, daß die gesellschaftliche Relevanz von Kultur vom allgemeinen Bewußtsein noch nicht erkannt und akzeptiert wird; auch die verantwortlichen Kräfte haben meist keine klare Vorstellung vom Rollenspiel der Kultur und Kulturpolitik in unserem Staate. Man ist zwar überzeugt, daß der Mensch nicht vom Brot alleine lebt, doch ist der Weg zu einer neuen Theorie von Kultur und Kulturverwaltung, über die affirmativen Metaphern hinaus, weit.

„Beschleunigung“ im Nachdenken tut not, damit geistige Versteppung vermieden und gesellschaftliche Sublimierung ermöglicht wird. „Kultur“ wird im besonderen eine große Rolle bei der Stadtplanung und Stadtentwicklung zu spielen haben; die „nachökonomische Stadt“, also die Stadt, die von Profitopolis und Megalopolis zu Metropolis zurückfindet, muß sich auch und vorwiegend als „Kulturlandschaft“ begreifen — wobei Kultur in einem neuen Sinne zu interpretieren und zu präsentieren wäre: als hervorragendes Medium für Kommunikation und Sozialisation. — Dieser Beitrag versucht, zum Problemkreis Kulturpolitik, zum Entwurf eines „kulturellen Curriculums“, Prolegomena beizusteuern.

## Oskar Splett: Olympische Nachlese — ein politisches Feuilleton

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 52/72, S. 22—30

Das politische Feuilleton ist in zeitgenössischen Periodika selten zu Gast, da es sich von vornherein im Widerspruch zur Rationalität der Politik empfindet: seine Autoren neigen dazu, sich als Nachfolger der Hofnarren zu sehen. Dennoch ist der Autor der Meinung, daß während der Olympischen Spiele auch das Publikum zumeist unwillkürlich einen Ausdruck und ein Bewußtsein für bestimmte politisch-gesellschaftliche Vorstellungen gefunden hat, die man mit dem Begriff „Lebensqualität“ zu bezeichnen pflegt.

Das Eindringen des Politischen in die Spiele — die Boykottandrohung afrikanischer Staaten, die wahlkampfartige Selbstdarstellung von Politikern und zuletzt die Morde arabischer Terroristen — hat die olympische Bevölkerung mit größerer Kraft bewältigt, als die Politiker und die Mehrheit der „Offiziellen“. Sie reagierte im ersten Fall mit Parteinahme, im zweiten Fall mit Distanz, im dritten mit einer eindrucksvollen Verwandlung der harmlosen Heiterkeit der ersten Tage in eine dunkler getönte tragische Heiterkeit nach dem Ereignis.

Eine Ursache des Mißverständnisses zwischen den „Offiziellen“ und dem Publikum besteht offenbar in dem Gegensatz von abstrakt-begrifflichem und bildhaftem Denken, dem — neben anderem — die Unterschiede zwischen theoretischen und existentiellen Themen in der politischen Auseinandersetzung entsprechen. Zwar meinen nicht wenige Politiker, es sei nur eine Frage der Ausbildung und der Bildungsmöglichkeiten für alle, damit ihre Sprache allgemein verstanden werde. Viele denken, der Ballast der in die Sprache und damit in das Denken und Empfinden eingewachsenen Bilder werde in einem historischen Fortschritt zugunsten der abstrakteren Begriffe abgestoßen, bis die Rationalsprache zur Gemeinsprache geworden sei. Ist es aber so sicher, daß die Entwicklung der politischen Verständigung diesen Lauf nimmt? Wäre es nicht möglich, daß in der Bevölkerung der Wandel im unmittelbaren Übergang von der überlieferten Sprache der Bilder zu einer neuen bildhaften Sprache erfolgt?